



Nr. 26. **Erscheint Sonnabends** **Berlin, den 29. März.** **Abonnementspreis** **1890.**
und ist in der Post-Zeitungspreliste unter Nr. 1738 eingetragen. bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.

Inhalt: Die talentvolle Frau. Novelle von Robert Misch (Fortsetzung). — Fürst Bismarck. Von ... — Stantens Zug in neuem Lichte. Von B. Kamissen. — Bertold von Regensburg, ein Sozialkritiker des Mittelalters. Von Dr. Maximilian Kohn. — Über Körperpost für Damen und seine neuesten Arten. Von Dr. Paul Otto Schmidt. — Geheimnisse der Spiritisten. Von Aldegard Wilson (Fortsetzung). — Sterbende und werdende Bühnenpeche. Von Paul Schenther (Schluß). — Was wir nicht wollen. Von F. W. — Kleine Kritik.

Die talentvolle Frau.

Novelle
von
Robert Misch.

Von Arbeiten konnte dabei natürlich keine Rede sein. Sie tröstete sich leicht. Sie sammelte neue Eindrücke, die sich später verwerten ließen.

Aber ihre letzten Versuche, an denen sie daheim so schwer gearbeitet, gab sie dem Freunde zur Durchsicht. Sein Urteil fiel ziemlich kühl aus. Es überraschte sie nicht und schmerzte sie nicht. Sie würde bald zeigen, daß ihre Feder Besseres zu schaffen vermöchte. Sie verkehrte nun mit geistvollen und bedeutenden Leuten, sie sah vor sich ein vielgestaltetes, wechselreiches Leben: jetzt wollte sie es fest ergreifen und in einem großen Werke ausmünzen.

Nach einiger Zeit fing sie wieder an, in ihrem neuen, behaglichen Heim zu arbeiten; sie schloß sich in den Vormittagsstunden gegen jedermann ab — nur Stillfried hatte allezeit freien Zutritt. Er machte von dieser Erlaubnis öfters Gebrauch. Er schrieb jetzt kleinere Skizzen, Szenen aus dem alltäglichen Leben, die er sich von der Straße holte. Sie erschienen zerstreut in Zeitschriften und Tagesblättern und gefielen ganz ausnehmend. Seine fest zugreifende, realistische Begabung, die für ein großes Werk noch nicht ausgereift war, fand hierin ihren vollkommensten Ausdruck. Er wurde viel genannt, und, was in Berlin dasselbe besagen will, viel begehrt. Wenn er etwas derartiges vollendet hatte, las er es Asta vor, ehe es in die Welt wanderte. Er änderte zuweilen das Ganze nach ihren Ratschlägen um.

Sie hatte anfangs versucht, ihn auch ein wenig für ihr eigenes Schaffen zu interessieren, aber es war ihr nicht recht gelungen. Stillfried hörte nur zerstreut zu, wenn sie ihren Plan entwickelte, murmelte ein: „Sehr schön, sehr schön!“ und stand gleich darauf wieder mit beiden Füßen in seinen eigenen

Entwürfen. Es hatte sie anfangs verlezt, aber da sie keine dichterische Überlegenheit fühlte und begriff, daß ihn fremde Ideen stören mußten, verzieh sie es ihm bald.

Übrigens hätte Asta seinen Umgang nicht mehr missen können. Stillfried war ihr notwendig, er war ihr ein Lebensbedürfnis geworden, wie sie ihm. Ihren Mann sah sie wenig. Oft kam ein Bote mit der Meldung, daß er verhindert sei, bei Tisch zu erscheinen. Sie hatten ihre Diensthofen von S. kommen lassen und führten eine vollständige, eigene Wirtschaft. Von Zeit zu Zeit reiste Ullenius auf einige Tage fort, einmal nach Paris, einmal nach Wien. Das weitumspannende Unternehmen machte dies notwendig. Asta sollte ihn nach Paris begleiten. Noch vor wenigen Monaten hätte sie einen solchen Vorschlag jubelnd aufgenommen. Jetzt lehnte sie ab unter dem Vorwande, daß sie ihre Arbeit nicht unterbrechen könne und es überhaupt nicht liebe, einer großen Stadt nur einige Tage flüchtigen Betrachtens zu widmen. Da sie der Bankier von den Freunden beschützt wußte, ging er unbekümmert seinen Geschäften nach.

Mit Frau Stillfried kam sie dagegen nur selten zusammen. Der Dichter beklagte sich wiederholt bei seiner Freundin über seine Gattin, über deren Harmlosigkeit er sich lustig machte. Sie wäre außerdem launisch und reizte ihn durch Widerspruch.

„Mein Gott, sie ist kränklich — aber man läßt das doch an seinen Diensthofen, nicht an seinem Manne aus — noch dazu an einem Manne, der sich einer hohen Mission gewidmet hat!“

Stillfried liebte es, in solchen Ausdrücken von seinem Beruf zu sprechen, und Asta bestärkte ihn darin. Sie zeigte ihm den goldenen Lorbeerkranz in lodender Ferne; sie ermunterte und spornte ihn an in den Tagen der Mutlosigkeit, die keinem Schaffenden erspart bleiben. Berauscht und begeistert, voll der kühnsten Hoffnungen, kehrte er dann zu sich zurück, oder wie er einmal mit ironischer Offenheit sagte: er ging von zu Hause fort!

Endlich waren Ullenius' Geschäfte beendet, die Emission der Aktien fand statt. Das Unternehmen schlug glänzend

ein. Das verlangte Kapital wurde vierfach überzeichnet. Zufrieden mit seinem Aufenthalt, benachrichtigte er Asta, daß sie in spätestens acht bis zehn Tagen, wenn sie sich allerseits verabschiedet und einige rüchständige, gesellschaftliche Verpflichtungen eingelöst hätten, heimfahren würden. Asta weigerte sich entschieden. Er blickte sie erstaunt an. Sie teilte ihm mit, daß sie von jeher den Plan einer gänzlichen Übersiedelung nach Berlin ins Auge gefaßt habe. Doch nun stieß sie auf einen unerwarteten Widerstand. Er lehnte dieses Ansuchen kurz und kategorisch ab. Niemals würde er die Stadt verlassen, in der sich die Firma schon in der vierten Generation forterbte. Es sei geschäftlich ganz unmöglich; das Haus sei zu sehr mit der heimatischen Provinz verknüpft. Als sie eine Andeutung machte, daß er ja das Geschäft auflösen könne, lachte er hell auf. Ob sie glaube, daß er sich in seinen Jahren auf seinen Vorbeeren ausruhen würde. Er hoffe, die Firma einst auf seinen Sohn zu vererben, wie sie ihm vom Vater und Großvater überkommen sei. Die Nuthätigkeit würde ihn unglücklich machen. Sie schlug ihm vor, nur den Sommer und Herbst daheim zu verleben, den Winter aber alljährlich in Berlin zuzubringen. Ein entschiedenes „Nein“ war seine Antwort. Er wolle sie jedoch gern noch einige Wochen hier lassen, bis die Saison beendet sei und alles in die Bäder ginge. Da seine Anwesenheit daheim nach so langer Abwesenheit aber unerlässlich wäre, so könne er sie nur von Zeit zu Zeit besuchen. Es war doch ein Aufschub; Asta nahm den Vorschlag an.

So reiste er denn nach einigen Tagen ab. Vertrauensvoll empfahl er sie Stillfrieds bei seinem Abschiede. Der Dichter schüttelte ihm kräftig die Hand und versicherte, daß er sich auf ihn und seine Freundschaft völlig verlassen könne. Es fiel Ullenius auf, daß Frau Stillfried, die sehr leidend aussah, ihn bei seiner Bitte recht seltsam angeblickt hatte. Ihre fühle Zurückhaltung, ihr unfreundliches Wesen hielt er ihrer Kränklichkeit zu gute. Nach seiner Abreise setzte Asta ihr gewohntes Leben fort.

Stillfried war dabei, die besten seiner kleineren Arbeiten gesammelt erscheinen zu lassen unter dem Washington Irving nachgebildeten Titel „Mein Skizzenbuch.“ Auf Wunsch seines Verlegers fügte er einen noch nicht veröffentlichten Beitrag hinzu. Es war ein Bild aus dem Leben des Berliner Kleinbürgers, das einer Zeitungsnotiz seine Entstehung verdankte. Als er es Asta vorlas, kaum daß die Tinte trocken war, hielt sie vor Erregung den Atem an und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen. Sie nannte es ein kleines Meisterwerk, das Beste, was er je geschrieben. In heller Begeisterung küßte er ihr statt der Antwort heiß und innig die Hand.

Mehr als je hatte er in den letzten Tagen über seine Frau geklagt, die jetzt geradezu unausstehlich sei. Asta forschte erstaunt nach dem Grunde; er wich ihren Fragen geschickt aus. Als sie fallen ließ, daß sie derselben nach langer Vernachlässigung einen Besuch abstatten wolle, geriet er in die äußerste Verlegenheit. Seine Frau sei nicht wohl genug, um zu empfangen — der Arzt habe ihr äußerste Ruhe und Zurückgezogenheit anempfohlen.

Asta wäre kein Weib gewesen, wenn sie daraufhin nicht am nächsten Nachmittag um die Stunde, die der Dichter gewöhnlich im Café zubrachte, bei seiner Gattin vorgesprochen

hätte. Diese war von geradezu verletzender Kühle. Asta fragte sich vergeblich, was sie dieser Frau gethan habe. Hin und wieder war ihr schon der Gedanke gekommen, daß Frau Stillfried vielleicht eifersüchtig sei, und erneut und verstärkt durchblitzte er sie jetzt. Mein Gott, wie thöricht! dachte sie. Es ist ja nichts vorgefallen, was ihr Veranlassung dazu geben könnte. Er liest mir seine Werke vor, weil ich mehr davon verstehe als Du — voilà tout!

Da die junge Frau ihre reservierte Haltung nicht aufgab, fragte Asta geradezu nach der Ursache ihres veränderten Benehmens. Frau Stillfried blickte erstaunt auf und erwiderte nur, daß Asta sich irre, daß sie in nichts verändert sei. Doch plötzlich erkundigte sie sich, wann ihr Mann Asta zum letztenmal besucht habe.

„Gestern, glaube ich!“

„Und er kommt täglich?“

„Nicht doch — nur gelegentlich!“

„Was thut er bei Ihnen?“ fragte rasch die junge Frau, deren blaßes, leidendes Gesicht sich mit einem zarten Rot färbte. Auch Asta war wie mit Blut übergossen. Verwirrt stammelte sie, kaum die Worte findend: „Er . . . er liest mir seine neuesten Arbeiten vor!“

Da füllten sich die blauen, schmachend und sanft blickenden Augen der kleinen Frau mit Thränen; schluchzend senkte sie das Haupt auf die Brust. Erschrocken sprang Asta von ihrem Stuhle auf, als ob sie die Weinende umfassen und beruhigen wolle, aber diese wehrte sie von sich ab.

„Mir liest er sie nicht mehr vor!“ sagte sie ganz leise, und eine Welt von Leiden zitterte in den einfachen Worten. Und nun brach es hervor. Die arme, kleine, vernachlässigte Frau machte ihrem ganzen Groll, ihrem tiefen Kummer, ihrer brennenden Eifersucht Luft. Asta hätte den Geist und das Herz ihres Gatten ganz bestrickt; nur für sie dichtete und schaffte er. Lange schon habe sie es bemerkt an seinem veränderten Benehmen, an der Kälte und Schroffheit, mit der er sie behandelte. Und in ihrem Jammer, in ihrer grenzenlosen Liebe zu dem Dichter fiel sie Asta, die wortlos neben ihr saß, zu Füßen und beschwor sie unter Thränen, von ihnen zu gehen und nimmer zurückzukehren. Asta war erschüttert, doch empörte sich ihr weiblicher Stolz. Im Gefühl ihrer Unschuld fand sie endlich Worte. Nichts wäre vorgefallen, wodurch sie solche Vorwürfe verdiente; nicht ein Blick, nicht ein Wort von seiner Seite hätten sie vermuten lassen, daß es mehr als Freundschaft, als das Bedürfnis sei, ihr Urtheil und ihren Rat zu vernehmen, was ihn zu ihr führte. Ullenius habe ja darum gewußt. Enttäuscht weise sie es von sich ab, daß sie Schuld daran trage, wenn der Dichter wirklich von einer Neigung zu ihr erfaßt sei, was sie überhaupt bezweifelte. Natürlich wäre von nun an jedes Band zwischen ihnen gelöst. Sie würde Stillfried nicht mehr empfangen; sie wolle ihr den Gatten gewiß nicht streitig machen!

Mit diesen stolzen Worten verließ Asta wie eine triumphierende Königin das Zimmer. Aber ihr Herz schlug hörbar; stürmisch jagte das Blut durch ihre Adern. Sie bestieg eine Droschke und rief dem Kutscher zu, sie nach dem Tiergarten zu fahren. Sie mußte das Vorgefallene in der Einsamkeit überdenken. Und während der leichte Einspänner über das Asphaltpflaster sauste, tauchte ein Gedanke, durch den klappernden Fuß-

schlag hindurch, immer wieder in ihr auf, so oft sie ihn auch zurückdrängte: „Er liebt Dich, er liebt Dich!“

Und ein zweiter Gedanke löste den ersten, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, immer wieder ab: „Du hast gelogen, Du hast gelogen — Du liebst ihn auch, Du liebst ihn auch!“

Sie lohnte den Kutscher ab und beschritt einen einsamen Fußpfad des Parks. Niemand begegnete ihr hier. Rings tiefe Stille, nur von dem Gezwitz der Spazier unterbrochen, die zwischen den kahlen Ästen munter umherhüpften! Von fern tönte ein dumpfes Rollen, das die Stille noch fühlbarer machte: das Geräusch der arbeitenden Riesenstadt!

Sie lief mit raschen Schritten: die feuchte Märzluft umwehte ihre heiße Stirn. Sie versuchte die tobenden Gedanken zu ersticken, sie rang und kämpfte verzweifelt dagegen an; sie dachte an den Edelmut und die Güte Ulleniuss', an seine tiefe Reizung und den Glanz und den Reichtum, den er ihr zu Füßen gelegt — an die bleiche, leidende Frau, deren ganzes Dasein in diesem Manne wurzelte, und die sein Verlust töten würde, auch an die Verachtung der Welt und an alles, was sie aufgeben müsse. Sie sah Stillfried vor sich, wie er war: nur sich und seinem Ruhme lebend, herzlos und egoistisch. Vergebene Mühe! Immer wieder kam dieser entsetzliche Gedanke: „Er liebt Dich, und Du liebst ihn auch!“

Da gab sie es auf, weiter zu kämpfen; aber sie schwor sich zu, niemand solle von dem erfahren, was in ihr vorginge, am wenigsten Stillfried selbst.

Der Dichter wurde fortan nicht mehr vorgelassen. Nicht einmal die Korridorhür durfte die Jose ihm öffnen, damit er nicht versuche, von seinem früheren Vorrecht Gebrauch machend, gewaltsam bei ihr einzudringen. Hinter der Sicherheitskette hervor, bei halbgeöffneter Thür sagte ihm das Mädchen, daß die gnädige Frau zu Bett liege und niemand empfangen. Er kam acht Tage lang, um Erkundigungen einzuziehen. Als er durchaus nicht begreifen wollte, schrieb ihm Asta mit dünnen Worten, er möge seine Besuche einstellen.

Da er ein Mißverständnis vermutete, das leicht zu lösen sei, schrieb er ihr. Er erhielt keine Antwort. Er sprach mit seiner Frau über Astas rätselhaftes Benehmen, und sie beging die Unklugheit, eine leise Anspielung auf das zwischen ihnen Vorgefallene zu machen. Er maß sie mit kalfunkelsiden, bösen Blicken von Kopf bis Fuß, wendete sich wortlos von ihr ab und schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein. Sie hörte ihn, als sie angstvoll an der Thür lauschte, stundenlang auf und ab gehen.

Offenbar hatte es eine Auseinandersetzung zwischen den beiden Frauen gegeben. Er wagte es sich kaum zu gestehen, aber er fühlte plötzlich, daß er ohne Asta nicht mehr leben könne. Wie ein Träumender war er die ganze Zeit umhergegangen, seit sie ihn nicht mehr empfing. Zu tief hatte er in diesen Wochen gefühlt, wie unentbehrlich sie ihm sei. Die Plauderstunden am runden Tisch ihres Wohnzimmers, auf dem sie den Thee nach russischer Manier in einem Samowar bereitete, wie waren sie ihm zum Lebensbedürfnis geworden! Jetzt war es aus, ganz aus! Sie wußten jetzt beide, was sie zu einander trieb. Unübersteigbare Schranken hatten die Welt und das Sittengesetz zwischen ihnen aufgerichtet. — Doch warum unübersteigbar? Warum dieses Annemmärchen von Entsagung, Pflicht und schuldlosem Elend? Eine neue Zeit brach herein, deren Apostel er war: sie pro-

klamirte das Recht jedes Menschen auf Glück! Er wollte sich auflehnen gegen den Zwang der Welt; nur seinem Herzen wollte er folgen. Und wie erhaben erschien ihm diese Reizung, wie ungewöhnlich! Es war nicht sinnliche Leidenschaft, die ihn zu ihr hinzog, es war der Zug der Sympathie für die verwandte Seele. „Ihre Geister hatten sich vermählt.“ So kann nur ein Dichter lieben, so soll ein Dichter lieben, rief es in ihm. Und mit wahrer Wollust, mit geheimer Freude fühlte er den Schmerz in sich toben. So wurde auch ihm die Weihe einer unglücklichen Leidenschaft zu teil, die die Dichter adelt und erhebt, von der er so oft gelesen, und die er sich heimlich gewünscht. Er wühlte in seinem Schmerz, er analysierte ihn, um später für die Psychologie seiner Helden davon Gebrauch zu machen. Ja, er konnte sich nicht enthalten, beim Umherwandeln einen flüchtigen Blick in den Spiegel zu werfen, um zu sehen, wie das Leid sein Antlitz veredelt und mit einer erhabenen Trauer übergossen habe. Mit Befriedigung erblickte er die blasse Miene, auf der es wie eine Wolke lag, und die düster brennenden Augen. Was lag ihm nun an dem großen Erfolg des „Skizzenbuches“, das vor einiger Zeit erschienen war! Ja, wenn er ihn mit ihr hätte teilen können! In Wirklichkeit fehlten ihm Astas Bewunderung und teilnehmende Freude. Gar zu gern hätte sich der Dichter von ihr huldigen lassen, da er wohl fühlte, wie viel mehr ein Lob aus diesem Munde wog als aus hundert anderen.

Der Erfolg war in der That bedeutend. Endlich der ersehnte coup de foudre! Und wie es ihm der Verleger, wie es ihm Asta vorausgesagt, war das hauptsächlich jener Schilderung des Berliner Kleinbürgertums zu verdanken, die gelesen zu haben eine Forderung der Mode wurde, und aus der sogar ein Schlagwort die Mode machte, wie sonst nur bei Operetten und Possen. Durch glückliche Wahl des Stoffes und durch besondere Gunst des Zufalls hatte er in einem erleuchteten Momente ein Werk geschaffen, das seine eigentlichen Fähigkeiten weit überragte. Ein tragisches Geschick, das ihm gerade jetzt den ersehnten Erfolg bescherte! Während er wehmütig an Hebbels Wort dachte, das dieser auf seinem Totenbett gesprochen: „Entweder fehlt uns der Wein oder der Becher!“ währenddessen tauchte ganz heimlich ein Gedanke auf, den er zurückdrängte und der doch nicht schweigen wollte, der Gedanke, daß er nicht mehr auf das Vermögen seiner Frau angewiesen sei, wenn der Erfolg andauerte.

Er floh jetzt seine Freunde, er besuchte das Café nicht mehr, er nahm keine Einladungen an. Wenn ihn ein Bekannter auf der Straße traf und ihm mit der Aufrichtigkeit eines Fachgenossen, der noch keinen Erfolg erzielt, „von ganzem Herzen“ gratulierte, dann lächelte er nur wehmütig, ließ wohl auch ein Wörtlein fallen, „daß es früher hätte kommen müssen,“ und schritt, den Havelock malerisch um sich schlagend, weiter, so daß jener ihn verwundert und kopfschüttelnd nachblickte. Er suchte die einsamsten und entlegensten Wege des Tiergartens auf, jenes großen Zufluchtsortes der Müßiggänger, Poeten, Verliebten und Betrübten. Er hegte und pflegte seinen Schmerz wie etwas Teures und Kostbares, das sich im Leben nur einmal einstellt.

Und eines Tages stieß er hier auf Asta. Im ersten Augenblick erkannte er sie nicht, da sie tief verschleiert war und ein ihm fremdes Kleid trug. Sie stutzte und wollte umgehen

schnell an ihm vorüber, als er sie plötzlich näher ins Auge faßte. Er redete sie nach höflichem Gruß ruhig und gemessen an und plauderte so harmlos, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen. Asta fand daher keine Gelegenheit, ihn zu verabschieden. Als sie sich der großen, vielbegangenen Charlottenburger Chaussee näherten, bat sie ihn, sie nicht weiter zu begleiten; es wäre ihr unangenehm, hier allein in seiner Gesellschaft betroffen zu werden. Da, als sie schon im Begriff stand, sich von ihm zu verabschieden, sprudelte er ungestüm, unaufhaltsam alles hervor, was ihn bedrückte. Er sprach von seinem Schmerze, den er nicht länger ertragen könne, von seiner glühenden Neigung, von ihrer Seelenverwandtschaft, von der Lüge, auf der seine wie ihre Ehe basiert sei, und die sie wieder gut machen müßten durch eine wahrhaftige, eine echte Ehe. Er sprach wie ein Obenscher Vertreter des kommenden Reiches der Wahrheit. Sie hörte ihm ohne Unterbrechung zu, da es unmöglich war, den Strom seiner leise, aber leidenschaftlich gesprochenen Worte zu hemmen, und suchte nur zuweilen schmerzlich zusammen. Als er aber dann von ihrer und seiner Scheidung sprach, und daß sie nun nach seinem Erfolge von seinen Einnahmen leben könnten, erwiderte sie nichts als ein hartes, plötzliches „Nein!“, so daß er erschrocken still schwieg und sie verblüfft anstarrte.

„Nein!“ jagte sie nochmals. „Ich will vergessen, was Sie gesprochen! — Leben Sie wohl!“

Und damit wendete sie sich von ihm ab und entfernte sich mit raschen Schritten. Da fühlte er plötzlich, daß sie ihm auf immer verloren sei. Er starrte ihr nach. Wie sicher und graziös sie auftrat! Wie gut ihr das pelzverbräunte, enganliegende Zäckchen zu Gesicht stand, das die elegante, geschmeidige Figur hervorhob! Jetzt erst entflammte ihn auch ihre Person. Seine Begier, sie zu besitzen, entzündete sich an dem Gedanken, wie sie so stolz vor ihm gestanden, ihn so düster angeflammt mit den großen, klugen Augen, und wie sie ihn dann so verächtlich zurückgewiesen. Ihn wies man auch zurück, ihn, den großen Dichter, den schönen Mann, dem alle Frauenherzen entgegenflogen! Dieses stolze, edle, „schöne“ Weib — denn jetzt fand er sie schön, anders schön als die anderen — sollte er nie in seinen Armen halten? Da sie ihn unerreichbar war, wuchs seine Leidenschaft riesengroß an. Ein wahnsinniger Liebesrausch erfaßte ihn, dem er in halblauten Ausrufen und Monologen Luft machte, während er in fieberhafter Aufregung die schweigenden Wege des Parks durchheulte. Und jetzt verdrängte wahrer Schmerz den koketten Liebestummer — jetzt fühlte er sich nicht nur, er war wirklich unglücklich. Und als ein erneuter Versuch, zu ihr zu dringen, fehlschlug, als er auf seine Briefe keine Antwort erhielt, da litt er unjählich.

Frau Stillfried, für die er noch immer der Inbegriff alles Idealen und Männlichen war, beobachtete diese Kämpfe mit dem geschärften Auge eifersüchtiger Liebe. Endlich schrieb sie an Allenius. Schon am anderen Tage war dieser in Berlin. Er fuhr vom Bahnhof unverzüglich zu Stillfrieds, da der Dichter diese Stunde gewöhnlich außer dem Hause zuzubringen pflegte. Die junge Frau erzählte ihm nochmals unter strömenden Thränen, was zwischen Asta und ihr vorgefallen sei und was sie vermute. Allenius wollte nicht glauben, daß seine Frau „die Liebe des schwärmerischen Poeten, die bald wieder vergehen würde, wie sie gekommen sei,“ theile. Er

tröstete die Trostlose damit, daß Dichter eben andere Menschen seien, bei denen die Neigungen schneller und flüchtiger wechselten. Sie solle es nicht so ernst und schwer nehmen. —

Asta starrte ihn überrascht an, als er plötzlich die Schwelle ihres Arbeitszimmers übertrat.

„Ah, Du hier?“ entschlüpfte es ihr. Es war ihr, als ob sie gar nicht mehr zu diesem Manne gehöre, als ob ein Fremder unbefugt in ihr Privatgemach eindringe.

Allenius mußte wohl etwas derartiges in ihrem Blick gelesen haben. Er schaute sie durchdringend an und antwortete lakonisch: „Wundert Dich das? Es scheint Dich nicht allzu sehr zu freuen, Deinen Gatten nach zwei Wochen wiederzusehen!“

„Verzeih!“ entgegnete sie matt. „Ich war nur überrascht!“

Sie reichte ihm die Hand, die sich kalt wie Eis anfühlte, und bot ihm die Stirn zum Kusse. Zum erstenmal durchsuchte ihn ein Verdacht. Das war doch seltsam! Wie war sie ihm sonst freudig entgegengetürzt, hatte sich wohl auch lachend an seine Brust geworfen! Und heute —? Nicht eine Stunde wollte er sie länger allein zurücklassen!

Asta benutzte das Diner und andere häusliche Beschäftigungen als willkommenen Vorwand, einem Alleinsein mit ihm auszuweichen. Er hatte sich in den großen Lehnstuhl geschmiegt, der neben ihrem Arbeitstisch stand, und ein scheinbar harmloses Gespräch angeknüpft. Er fragte sie nach diesem und jenem Bekannten, erzählte dazwischen von S. und seinen Neigungen, ließ sich von Bällen und musikalischen Abendunterhaltungen berichten, während er sie in Wirklichkeit lauernd unerschlich, wie ein Raubtier seine Beute. Sie sprang aber immer wieder auf, wenn sie einige Zeit zugehört, und schlüpfte mit einem: „Entschuldige, ich muß der Köchin doch noch sagen . . .“ behend aus dem Zimmer.

„Warum kommst Du nicht öfters mit Stillfrieds zusammen?“ fragte er ganz plötzlich.

„Mein Gott — sie kränkelt ja immer! Der Verkehr mit ihr ist nicht gerade angenehm!“

„Und er?“

Asta wurde bleich, Allenius bemerkte es wohl. Wie eine rote Wolke legte es sich ihm vor die Augen. Er hämmerte mit den Fingern unruhig auf die Stuhllehne und hustete kurz und nervös.

„Ich kann doch nicht mit ihm allein verkehren!“

„Er hat Dir doch früher stets seine Sachen vorgelesen! Warum kommt er nicht mehr?“

„Er ist wohl jetzt sehr beschäftigt! Übrigens störte er mich in der besten Arbeitszeit — da habe ich mich einigemal verleugnen lassen. Möglich, daß ihn das gekränkt hat!“

„Möglich, sehr möglich!“ sagte er wieder mit seinem kurzen, nervösen Husten, mit dem er die Antwort ersticke, die ihm auf der Zunge lag.

Sie schaute überrascht auf. Sollte er Verdacht geschöpft haben? Es war ihr jetzt einerlei. Sie hatte tapfer mit sich gekämpft, und seitdem ihr Allenius gleichgültig war, kümmerte es sie wenig, was er von ihr denke.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Bismarck.

80n

In Ereignis von erschütternder Gewalt, die Amtsenthebung des gefürchtetsten Menschen in Europa, hat sich vollzogen. Wir sagen des gefürchtetsten und nicht des mächtigsten, weil sich gezeigt hat, daß Fürst Bismarck nicht die Macht besessen hat, seine Entlassung, deren Erbittung sich als nicht von seinem Willen abhängig erwies, zu verhindern. Immerhin faßte eine große Zahl von Menschen, das Ausland vor allem, seinen Rücktritt als den Fall des mächtigsten Mannes auf. In Deutschland zeigte sich bei dem Geschehnis auf der Oberfläche wenig Bewegung. Allein, wer mit Wahrheitsliebe die Feder führt, kann es nicht ernst nehmen, wenn behauptet wird, diese Ruhe sei das Schweigen der Gleichgültigkeit. Wir wissen, daß ein überraschendes Ereignis von großer physischer Gewalt, ein Donner Schlag oder ein Lawinsturz, den wir aus geschützter Entfernung sehen, dennoch die Wirkung des Schreckens hat. Die Erregung des Gehirns, zu welchem das Auge die Empfindung des Geschehen geleitet hat, ergreift die Nerven der ernährenden Blutgefäße, diese ziehen sich zusammen, das Blut weicht aus den Organen des Bewußtseins und eine Ohnmacht oder eine Augenblickslähmung des Sprachorgans und der Bewegungsmuskeln macht das Individuum „starr vor Entsetzen.“ So war der erste Eindruck dieses Ereignisses auf alle, welche die Fähigkeit besitzen, eine große Kunde mit unbefangenen Sinn aufzunehmen, wobei nicht gelehnet werden soll, daß viele von denen, für welche der Ruin eines Gegners eine Freude an sich ist, auch wenn sie nicht wissen, ob er ihnen von Vorteil sein wird, in das Triumphgeschrei ausbrachen, welches auch der Kultur Mensch zuweilen unbewußt von den Naturvölkern entlehnt. Bloß die eine geistige Macht, mit welcher Fürst Bismarck, seitdem sie in Deutschland besteht, im Kampf gelegen und zu deren genialsten, wenn auch außerzünftigen Genossen er zählt, die Presse, blieb nicht stumm, wie der Troß seiner einstigen Anhänger und Verehrer. Sie würdigte seine Bedeutung, sie begann mit rücksichtsloser Kritik. Aber auch hier zeigte sich der merkwürdige Umstand, daß die Auslandspresse viel stärkere Töne fand als die deutsche, in welcher sich die Erörterung in gemäßigtem Tempo oder um es richtiger auszudrücken, in gedämpfter Tone vollzog. Auch dies ist nicht Gleichgültigkeit, sondern die Unsicherheit vor dem Unbekannten, das kommt. Aber nichtsdestoweniger spricht sich jetzt in der Presse thatsächlich das Bewußtsein aus, daß durch sie, solange nicht auch ihr der Arm gebunden ist, jetzt der Pulsschlag der Nation sich bemerkbar machen wird, daß er es wenigstens kann, wenn die Einsicht von der Notwendigkeit durchbricht, nimmere jede geistige Bestrebung ohne Rücksicht auf die Parteischranken, welche größtenteils ein Erzeugnis des Bismarckschen Systems waren, mit freier Stirne auszusprechen.

Diese Zeitschrift, welche sich nicht die Aufgabe gestellt hat, aktiv in das politische Getriebe einzugreifen, wird jener Aufgabe, vor das weltgeschichtliche Ereignis gestellt, vielleicht am besten gerecht, wenn sie versucht, die wesentlichen Charakterzüge der Riesengestalt, welche jetzt in eine unfreiwillige Ruhe eintritt, festzuhalten und die Ursachen ihres unbestreitbaren Einflusses auf den Geist Europas in den letzten drei Jahrzehnten zu erkennen. In neuerer Zeit ist die Schopenhauersche Philosophie ein wenig aus der Mode gekommen; aber eine große Erkenntnis, welche sie gezeitigt hat, ist darum nicht verloren gegangen: daß der Wille die größte Macht ist. Der Wille war auch das Geheimnis der Bismarckschen Größe. Selbstverständlich wird die Bedeutung dieser Kraftquelle um so größer sein, je stärker sie fließt, je mehr Möglichkeit in ihr liegt, sich stets zu erneuern, und je bestimmter sie vom Verstande gelenkt wird. Ein Kind, welches seine Absicht auf einen bestimmten Gegenstand richtet und diese einige Tage hindurch unablässig festzuhalten vermag, wird eine Macht für seine Umgebung, und ein Mann,

sei er in welcher Stellung immer, wenn er zu zeigen vermag, daß er einen festen und in seinen Zielen sicheren Willen hat, wird zum Herrn, zu einer Macht, welche nur mit der Existenz des Willenden zu brechen und die selbst im Unterworfenen noch zu fürchten ist.

Solch ein Mensch war sowohl der Göttinger Studiosus, wie der Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen, als er zum erstenmal im Vereinigten Landtage von 1847 seine Stimme erhob. Was er sprach, schien feste junkerliche Paradoxie; dies war sie zum Teile auch, da diesem übermütigen Willen zeitweilig eine gute Portion überlegener Ironie, auch in den widrigsten Lebenslagen beigemischt war, vielleicht das einzige an dem burlesken Humor, was den aufgeklärten Menschen mit dem Hitterkram der studentischen Verbindungen ausöhnen kann. Aber in seinem Kern war Bismarcks Auftreten im Vereinigten Landtag das elementar durchbrechende Bestreben einer willensstarken Persönlichkeit, sich dort, wo bloß gesprochen wird, zur Erscheinung zu bringen und nur zu sagen: ich bin auch da, von mir werdet ihr noch hören. Mit dem schmerzlichen Scharfblick, welchen intelligente, aber unenergische Naturen für die Lücken ihrer Persönlichkeit haben, erkannte Friedrich Wilhelm IV. sehr bald die Überlegenheit dieser Natur; in den Stürmen von 1848 suchte der willensschwache Monarch seine Zuflucht bei dem Räte des damals dreißigjährigen Mannes, ohne daß er die Kraft besessen hätte, seine Existenz dem jungen Bismarck völlig anzuvertrauen. Allein diese frühe Erkennung des Bismarckschen Wertes durch einen von ihm so gründlich verschiedenen Monarchen war der Ausgangspunkt der aktiven Laufbahn Bismarcks und also eine Folge der ersten Kundgebungen, mit denen dieser Geist sich früh Beachtung erzwingen hatte. Seine Veretzung als Bundestagsgesandter nach Frankfurt als an den schwächsten Punkt der damaligen preussischen Politik stählte zuerst seinen Willen durch kleine Reibungen mit Gegnern, deren Kläglichkeit er sehr bald auf den Grund sah. Lieft man Bismarcks Frankfurter Berichte in der bekannten Poschingerischen Veröffentlichung, so muß man erstaunen über die Einfachheit der Mittel, mit denen Bismarck zu imponieren vermochte. Sie bestand gegenüber dem Vertreter des Hauptgegners, dem österreichischen Präsidial-Gesandten Grafen Prokeß-Osten, lediglich in der echt studentischen Praxis, sich nichts bieten zu lassen, auf einen Schelmen immer anderthalb zu setzen, und in den Berichten an den Vorgesetzten Bismarcks, den Minister-Präsidenten von Manteuffel, in der natürlichen Geschicklichkeit, von diesem Verhalten Kenntnis zu geben, den hohen Chef dabei mit Anmut zu unterhalten und durch die Schärfe der Darstellung Exzellenz zwischen den Zeilen lesen zu lassen, daß man auch von oben herab mit sich nicht spaßen lasse.

Auch von Frankfurt aus blieb Herr von Bismarck, besonders während des Krimkrieges, der Vertrauensmann Friedrich Wilhelms IV., den der weitblickende Gesandte im Gegensatz zu dem den Westmächten zuneigenden Minister-Präsidenten möglichst in der Richtung der russischen Freundschaft zu halten bemüht war, weil seinem Auge sich bereits damals die Wahrscheinlichkeit einer gründlichen Auseinandersetzung zwischen Preußen und Osterreich eröffnete. Rasch entfalten sich in diesen Jahren seine Schwingen und schon in einem Briefe vom 12. Mai 1859 an den Nachfolger Manteuffels, Freiherrn von Schleinitz, den Minister des Außern der „Neuen Ara,“ fällt das berühmte Wort: „Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen.“ Es ist sehr begreiflich, daß der Prinzregent und spätere König Wilhelm, für dessen ruhig entschlossenen Naturell die flackernde Regierung seines Bruders eine Pein gewesen sein muß, den zielbewußtesten Bismarck stets im Auge behielt und ihn bei seinem Militärstreit mit der Kammer 1862 an die Spitze der Regierung berief. Von da an bis nach dem Kriege von 1870 reicht die Höhe des Bismarckschen Wirkens. Eine zum Herrschen und Kämpfen geborene Natur, bewährte sich seine Fähigkeit am glänzendsten im Streit; mit diabolischem Behagen vertrat er in

den Kammern und in der auswärtigen Politik gerade die am widersinnigsten erscheinenden Bestrebungen, deren bedeutendes, aber noch entferntes Ziel er allein damals im Auge hatte, während nur wenige Abgeordnete und Publizisten, wie Franz Ziegler und Lothar Bucher, doch mehr hinter dem Manne suchten, als den einfachen Junkerminister. Aber nicht so sehr die Durchführung des Konflikts, als seine Politik in der Holsteinischen Frage bezeichnet die bedeutendste seiner politischen Leistungen. In dieser wunderbaren Verbindung von Energie und unter dem Schein verblüffender Offenheit auftretender Schlaueit legte er die Grundlage zum heutigen Deutschen Reich. Sein bester Bundesgenosse war allerdings die unglaubliche Unbedeutendheit seiner Gegner, besonders des österreichischen Ministers Grafen Rechberg. Allein sein unsterbliches Meisterstück bleibt doch die Kunst, mit welcher er diese Herren einzufangen und Österreich, dieselbe Macht, welche er eben durch die Nichtbeachtung des vom Kaiser Franz Joseph berufenen Frankfurter Fürstentages empfindlich verletzt hatte, zum Verlassen seiner Bundesgenossen zu bewegen wußte, um für die Bismarcksche Politik die Kastranen aus dem Feuer holen zu helfen und zugleich den Keim für den Konflikt mit dem neuen Bundesgenossen zu schaffen, der zwei Jahre darauf Österreich nach jahrelangem Federkampf endlich in blutigem Ringen aus Deutschland hinausdrängen sollte. Dieses Kunststück war nur möglich durch einen unbeeirten Willen und durch eine auf der Benützung menschlichen Eigenmuthes und anderer menschlicher Schwächen gegründeten Methode, den eigenen Willen von andern dadurch ausführen zu lassen, daß sie in den Glauben versetzt werden, lediglich in ihrem Interesse zu handeln.

Die andere Quelle der Bismarckschen Erfolge war die Ruhe, mit welcher er sie zu benützen wußte und Zeit seines Lebens auf ein ganz enges Gebiet beschränkte. Es war das zwar eine für einen Einzelnen geradezu riesige Aufgabe: die Herbeiführung eines einheitlichen deutschen Bundesstaates unter preussischer Führung, aber verglichen mit den hochfliegenden Kulturzielen von 1848 und mit den allgemeinen Kulturaufgaben überhaupt doch eine Beschränkung, wenn sich zeigte, daß sie durch die natürlichen Schranken seines Denkens bedingt war. Und in der That stand Fürst Bismarck an geistiger und religiöser Aufklärung weit hinter Friedrich dem Großen, an politischer Vorurteilslosigkeit hinter Cavour zurück. Wären nicht alle seine politischen Begriffe lediglich von der Nationalidee beherrscht gewesen, hätte er es vermocht, wie andere, die noch rechtzeitig seinen Wert für die deutsche Einheit erkannten, aber das Auge auch für die freieitlichen Aufgaben des zu schaffenden Staates offen behielten, den Wert einer einflußreichen Volksvertretung zu würdigen, so würde er nach Erreichung seiner Machtzwecke, auf die Vertretung der Nation gestützt, heute vielleicht noch aufrecht stehen, der Reichstag aber einen mächtigen und heilsamen Faktor in der Leitung der deutschen Geschichte bilden. Aber der Parlamentarismus, der dem Fürsten gefiel, durfte nicht über die Bedeutung eines schönen Dekorationsstückes hinauswachsen. Vielleicht wird Fürst Bismarck selbst es heute am meisten bedauern, daß er zwanzig Jahre des deutschen Reichstages vergehen ließ, in denen alle Reden nur den Wert von Demonstrationen hatten, während die Abstimmungen der lediglich nach seinen jeweiligen Zwecken zufällig zusammengewürfelten Majoritäten bloß seinen Willen durchzusetzen hatten, ohne in den meisten Fällen die Macht einer hemmenden Kontrolle zu besitzen, geschweige selbst eine wirksame Initiative ausüben zu können.

Gerade in dieser Zeit aber wäre eine solche Macht neben dem Kanzler von großem Nutzen gewesen; denn von den siebenziger Jahren ab fing, nach Erreichung seines nationalen Zieles, seine innere Politik an minder durchsichtig und einheitlich zu werden. Sein von Hause aus autokratischer Sinn schien die Hauptaufgabe der Staatskunst in der Bekämpfung großer populärer Bewegungen zu sehen, welche durch Gewaltmittel niederhalten zu können sein verhängnisvoller Irrtum war. Soll man in dieser Periode seines Wirkens einen leitenden

Gedanken erkennen, so wäre es das Bestreben, die Thätigkeit des Staates auf möglichst viele Gebiete auszudehnen und dem freien Wettbewerb zu entziehen. Selbst der Kampf gegen die katholische Kirche hatte einige Zeit lang den Charakter einer Tendenz für die Errichtung einer deutschen Staatskirche. Wie traurig dieser Irrtum war, hat das Wachstum des Centrums, der Partei der neuen katholischen Provinzen Preußens und der katholischen nichtpreussischen Bundesgebiete, die rapide Zunahme der Sozialdemokratie und die Zerfetzung des Bürgertums durch die materiellen Interessenkämpfe bewiesen; Uebel, für welche der Staatssozialismus, den der Kanzler zwar nicht erfunden, aber aus kleinen akademischen Anfängen zu einem Gebäude starrer Institutionen gemacht hat, kaum ein Heilmittel bietet. Die einzige großartige Einrichtung auf diesem Gebiete, welche man allenfalls für eine segensreiche Anwendung der Idee der Staatsomnipotenz halten kann, ist die konsequent durchgeführte Verstaatlichung der Eisenbahnen gewesen, wenn es auch zweifelhaft sein mag, ob der wirtschaftliche Nutzen dieser Einrichtung denjenigen des bis dahin bestandenen gemischten Systems von Staats- und Privatbahnen wirklich soweit überwiegt, um die ungeheure Umwälzung als eine gebotene erscheinen zu lassen.

Indessen, welche Fehler man auch immer der Bismarckschen Staatskunst nachsagen kann: er war und ist der Schöpfer der deutschen Macht. Er wurde es, weil er zum Unterschleibe von Napoleon, mit welchem er in der Stempellosigkeit bei der Wahl der Mittel einigermaßen mag verglichen werden können, die Politik, wie Sybel ausgeführt hat, stets als die Wissenschaft des praktisch Möglichen anjah. Er hat, nachdem er selbst aus dem Kriege den größten Nutzen gezogen, welcher für deutsche Länder jemals daraus erwachsen ist, fast mit der Anglichkeit eines glücklichen Gelegenheitspielers sich gehütet, die Geschichte des neuen Reiches, das im Gefolge seiner Staatskunst die Arme und ihre genialen Führer errangen, noch einmal auf die blutige Karte des Völkergemezels zu setzen. Er verstand es, für das Erreichte einen Verteidigungsbund aus früher feindlichen Staaten herzustellen und natürliche Alliierte gegen die neue Centralmacht zwanzig Jahre lang bis heute auseinanderzuhalten. Daß er diese Politik unbehindert durchführen konnte, verdankte er freilich nicht allein seinem Genie, sondern der glücklichen Fügung, welche ihn mit einem Monarchen zusammenführte, der wie König Wilhelm, der spätere deutsche Kaiser, unter schlichter Hülle einen zwar nicht glänzenden und den Fortschritten des Jahrhunderts nur langsam folgenden, aber klar und ruhig denkenden Geist mit Energie, natürlicher Hoheit und einer bescheidenen Unterordnung unter das große Genie seines leitenden Ministers vereinigte; ein Ganzes von Eigenschaften, welchem, je länger sie der Vergangenheit angehören werden, eine desto wärmere und bleibendere Anerkennung vorbehalten zu sein scheint. Es ist erklärlich, wenn der führende Geist Bismarcks sich allmählich mit dem Herrn Eins zu sein glaubte; bei alledem ist auf beiden Seiten nie die Wahrung des äußeren Abstandes vergessen worden; ja, Fürst Bismarck scheint erwartet zu haben, daß er, wenn er zur Deckung seiner Maßnahmen stets die königliche Politik betone, damit auch der königlichen Autorität einen bleibenden Dienst leiste, von welchem, solange er am Leben bleibe, ein Abglanz auch auf ihn fallen möge. Inzwischen hat er Gelegenheit erhalten, darüber nachzudenken, ob er in dieser Beziehung sich auf dem richtigen Wege befunden hat.

Zedenfalls hat Fürst Bismarck in seiner mit großer Leidenschaftlichkeit aufrechterhaltenen Verteidigung der von ihm als spezifisch preussisch erklärten monarchischen Doktrin, daß der Parlamentarismus verderblich sei und er, der Kanzler, kein Schattenkönigtum dulden werde, es nie ohne den festen Willen gethan, auch kein Schattenkanzler sein zu wollen. Er hat lieber auf die ganze glänzende Herrlichkeit seiner Macht verzichtet, als daß er sich bereit fand, sie in ihrem Kern, der Stellung des preussischen Ministerpräsidenten, einschränken zu lassen. „Niemand weiß genauer, als Seine Majestät der König,“ jagte Fürst Bismarck am 17. Februar 1881 im

Serrenhanse, „daß er nicht nur keinen treueren, sondern auch keinen unabhängigeren Diener haben kann als mich.“ Dieses aus der ganzen Bismarckschen Persönlichkeit herausgewachsene Wort wird vielleicht wieder in Erinnerung kommen, wenn die Männer, welche sich in das Erbe der zu vieles umfassenden Persönlichkeit werden teilen müssen, die Wucht der Verantwortlichkeit und des drückenden Erbes, das sie übernehmen, empfinden werden, und wenn die nach langer Zurückhaltung vorwärts dringenden Ansprüche der Volks- und Landesvertretung zwischen sich und der überkommenen Autorität einen weniger widerstandsfähigen Dämpfer finden werden, als der eiserne Kanzler war.

Stanleys Zug in neuem Lichte.

von
F. Asmussen.

Die anfängliche Freude darüber, daß es Stanley nach vieler Mühe doch geglückt sei, Emin zu retten und an die Küste zu bringen, machte sofort einem Gefühl des Mißbehagens Platz, als man erfuhr, daß dieser anfänglich gar nicht willens gewesen sei, sich retten zu lassen, sondern im Gegenteil sich lange gesträubt habe und erst mitgezogen sei, da Stanleys und der Seinen Erscheinung den Eindruck einer Räuberbande gemacht und den bekannnten Aufstand vom August 1888 in der Äquatorialprovinz hervorgerufen habe, und da Zephson drohte, ihn nötigenfalls mit Gewalt fortzuführen. Auch die sich immer mehr Bahn brechende Überzeugung, daß Emin als Verwalter seiner Provinz weit mehr Gelegenheit hatte, dem wachsenden arabischen Einfluß in Afrika die Spitze zu bieten und zur Unterdrückung des Sklavenhandels beizutragen, that das Ihre, um von Stanleys Verdienst weniger begeistert zu reden. Schließlich trat denn die Meinung immer offener hervor, er habe noch ganz etwas anderes im Schilde geführt, als Emin zu retten.

So erfährt man denn jetzt aufs bestimmteste, daß Stanley von der britischen ostafrikanischen Gesellschaft ausgesandt worden sei, um Emin zur Abtretung seiner Provinz an diese Gesellschaft zu bewegen. Im Bunde mit Emin's Soldaten sollte er dann das Reich Uganda im Norden und Osten vom Victoria-Njansa erobern und von der Ostküste dieses Meeres ausgehend, eine Karawanenstrasse nach Mombas am Indischen Ocean, dem Hauptort des englischen Ostafrika, anlegen. Diese Straße, durch besetzte Stationen geschützt, sollte dann einen sicheren Weg für alle Handelskarawanen bilden, und Uganda, der reichste und den Umständen nach civilisirteste Staat in diesem Teile Afrikas, konnte ihr entlang sicher seine Waren an die Küste liefern. Der Victoriasee wäre auf diese Weise fast ganz in englische Hände gekommen, und die englischen Händler hätten auf solche Weise die deutschen nach und nach ganz verdrängt und selbst einen nicht unbedeutenden Teil der Ausfuhr aus dem deutschen Interessengebiet über Mombas leiten können. Wäre der Plan geglückt, Deutsch-Ostafrika hätte viel von seiner Bedeutung für uns verloren.

Jedenfalls war Stanley eine sehr geeignete Persönlichkeit, die Pläne der englischen Gesellschaft durchzuführen. Obgleich ich nicht der Meinung bin, ein Forschungsreisender müsse sich an die Spitze einer relativ bedeutenden bewaffneten Macht stellen — es wird dadurch nur die Befürchtung in den Eingeborenen wachgerufen, die Weißen seien schlechte Kerle, und man weiß ja auch gut genug, daß es sich recht sicher mit wenigen Begleitern reisen läßt, nur wo arabische Sklavenjäger und bis an die Zähne bewaffnete europäische Expeditionen durchgekommen sind, ist der Schwarze mißtrauisch — obgleich ich kleine Expeditionen für nützlicher halte, so bekenne ich doch gern, daß Stanley auch an der Spitze eines kleinen Heeres zu reisen versteht. Und so, nicht als einfacher Privatmann

mußte er bei Emin ankommen, wenn er seinen Plan durchführen wollte.

Nun, da der Plan gründlich ins Wasser gefallen ist, werden sich die Engländer natürlich beeilen, ihn als niemals vorhanden gewesen hinzustellen. Einen Schein des Rechts giebt ihnen dabei der Umstand, daß Emin eigentlich nicht in seinem eigenen Namen, sondern in dem des Rhedive seine Provinz hielt. Aber auch nur einen Schein, denn in der That beherrschte Emin seine Provinz ganz unumschränkt. Dazu hatte der Rhedive ihm erlaubt heimzukommen, also seine Provinz aufzugeben. Damit hatte er eigentlich seinen Ansprüchen auf dieselbe entsagt, und der Rhedive, der doch ganz in der Hand der Engländer ist, hätte wohl bestimmen müssen, wenn die Engländer die Abtretung der Äquatorialprovinz verlangt hätten.

Dieser geheime Zweck der Reise Stanleys erklärt uns so manches, was früher unerklärlich schien. Nun wissen wir, warum er den beschwerlichen Weg über den Kongo wählte. Er hat hinterher freilich gesagt, er wäre zu der Einsicht gekommen, daß dieser Weg der bequemste für ihn sei, und daß er keinen besseren hätte wählen können; aber da er uns keine Beweise dafür bringt, muß er uns erlauben, das zu bezweifeln. Was es ihn für unendliche Mühe machte, die verhältnismäßig kurze Reise von der Aruvimi-Mündung bis zum Albertsee zu machen, hat er uns doch deutlich genug geschildert. Dagegen machte er die viel weitere Tour vom Albertsee nach der Küste in kürzerer Zeit und ohne Gefahr, und mußte doch einen bedeutenden Umweg über den See Muta-Njige an den Victoria-see machen. Auch war Banalya am Aruvimi keine Rettungsstation für den Fall des Mißglückens; denn auch da war er noch im Herzen Afrikas inmitten einer Bevölkerung von zweifelhafter Gesinnung und im Falle des Mißlingens ganz in der Hand Tippos-Tips, dem nie ganz zu trauen war. Vom Indischen Ocean ausgehend, hatte er immer einen sicheren nicht zu weit entfernten Punkt, auf den er sich zurückziehen konnte, wenn die Sache nicht ging. In der Hinsicht ist der vielgeschmähte Peters eigentlich vorsichtiger gewesen als Stanley. Freilich, wäre Stanley von der Ostküste ausgezogen, die Blicke der Europäer wären ihm gefolgt, und die Deutschen hätten Mittel und Wege finden können, seine geheime Mission zu hintertreiben. Für die letztere war die Kongoroute die bequemste, da konnten mißtrauische Blicke ihm nicht folgen.

Ferner ist es uns jetzt ganz erklärlich, warum Stanley zum zweitenmal zu Emin zurückkehrte und warum er das erste Mal Zephson dort zurückließ. Wollte Emin das erste Mal nicht mit, weil er seine Lage gar nicht für eine so schlimme ansah, so brauchte Stanley keinen Offizier dort zu lassen und noch einmal die Reise zu machen. Er konnte ruhig heimkommen, und es begriff thatsächlich keiner, warum er das nicht that. Jetzt ist die Sache ganz natürlich. Zephson sollte Emin ein bißchen müde machen und Stanley wollte das zweite Mal das Geschäft abschließen, was zum erstenmal nicht zum Abschluß kam. Waren wirklich Unterhandlungen im Gange, so hatten die Gerüchte eine Grundlage, die unter Emin's Leuten im Umlauf waren und besagten, er wolle in Gemeinschaft mit Stanley die Provinz ausliefern; ob es wirklich hieß, der Mahdi solle sie haben, ist unbekannt. Bekannt war es freilich schon länger, daß die Ankunft Stanleys schuld am Aufstand war.

Nun wissen wir auch, warum Zephson drohte, Emin nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt mitzunehmen, wenn Stanley wiederkäme. Wollte Emin die Provinz nicht abtreten, so dürfte er wenigstens auch nicht dableiben. War erst einmal der Pascha fort, so konnte Stanley wiederkommen, dem Namen nach, um Emin's Arbeit wieder aufzunehmen, thatsächlich, um nun die Provinz für die englische Gesellschaft zu gewinnen. Daß Emin nur höchst ungerne ging, hat er vor kurzem selber ausgesprochen. Man wird sich auch erinnern, daß die englischen Blätter mit großer Bestimmtheit versicherten, die Rückzugskarawane würde auf Mombas ziehen, nicht auf Bagamoyo. Das konnte man in England ganz gut wissen, wenn

es vorher so abgemacht war. Nun aber kam Stanley mit leeren Händen. Da war es besser, nach Bagamoyo zu gehen; im Rausch der ersten Begeisterung hätte in Mombas vielleicht ein vom Scheitern des Planes nicht Unterrichteter Enthüllungen gemacht über den geheimen Plan Stanleys, und das wäre peinlich gewesen. Von Bagamoyo und Sansibar aus ließen sich leichter Vertuschungsmaßregeln ins Werk setzen.

Endlich lichtet sich nun auch das Dunkel über die feindselige Haltung der Engländer gegen jede deutsche Emin Pascha-Expedition. Im Interesse der Sache war es doch, wenn eine neue Expedition auszog, nachdem Stanley und Emin beide seit Jahr und Tag verschollen waren. Aber der englischen Gesellschaft mußte es unlieb sein, wenn Enthüllungen über das Geschäft in Deutschland gemacht wurden, bevor es zum Abschluß kam. Mit vollendeten Thatsachen sollten die Deutschen übertrafcht werden, aber nicht in die Lage kommen, den Plan kreuzen zu können.

Die Reihe solcher sonst schwer oder gar nicht zu begreifenden Thatsachen, die aber sofort erklärlich sind, wenn man den geheimen Zweck des Stanleyschen Zuges bedenkt, ließe sich leicht vermehren, aber es mag am Gelegten genug sein. Warum das Geschäft nicht zum Abschluß kam, läßt sich zur Stunde nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls ist es von Einfluß gewesen, daß Stanleys Leute in einem geradezu trostlosen Zustande bei Emin ankamen. Auch war seine Munition zum großen Teil total verdorben. So konnte er an große Unternehmungen kaum denken. Ob er Emin in seine Pläne eingeweiht hat, muß sich zeigen, wenn dieser erst in der Lage ist, Mitteilungen machen zu können. Möglich ist es immerhin, daß er erst einmal vorsichtig sondiert hat, wie weit Emin wohl bereit sei, auf dieselben einzugehen, und daß er ganz geschwiegen und nur auf Emin's Abreise hingearbeitet hat, als er sah, daß nichts zu machen sei.

Ubrigens war die Regierung des Kongostaates über die geheimen Pläne Stanleys wenigstens teilweise unterrichtet. Dem kürzlich in Sansibar angekommenen französischen Reisenden Trivier erzählte ein belgischer Offizier, die Rettung Emin's sei nur der angebliche Zweck der Reise Stanleys, Emin sei übrigens gar nicht so rettungsbedürftig, Stanley solle vielmehr für die englische „Ditafrikanische und Seen-Handels-Gesellschaft“ Länderstrecken erwerben. In der That hat die Regierung des Kongostaates alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die zwischen dem Kongo und den großen Seen belegenen Ländergebiete an sich zu bringen, und mit Erfolg. Auch hier hat Stanley, wie es scheint, nichts erreicht.

Nahzu wäre es ihm aber auf der Rückreise geglückt, einen Teil seines Programms zu verwirklichen. Bekanntlich fand im Jahre 1888 in Uganda ein Thronwechsel statt. Unter dem Einfluß der Araber stehend, empörte sich ein Teil der Waganda gegen König Mwangwa und vertrieb ihn. Aber nach Jahresfrist kehrte der Vertriebene heim und bestieg, von den christlichen Waganda unterstützt, von neuem den Thron. Mwangwa nun hat den Stanley um Hilfe; aber als seine Boten das Süden des Victoria-sees erreichten, wo sie Stanley vermuteten, war dieser vierzehn Tage vorher weitergezogen, und die Boten mußten heimkehren, ohne ihn gesprochen zu haben und benachrichtigen zu können.

Bekanntlich sind die Engländer zähe. Der Plan ist für diesmal hintertrieben worden oder vielmehr mißglückt, aber man wird ihn wieder aufnehmen. Schon verwenden sie sich mit Eifer dafür, in Agypten einen passenden Posten für Emin ausfindig zu machen, um ihn nur aus Ost- und Centralafrika fernzuhalten. Emin aber, der höchst ungern seinen Posten verließ, wird gewiß am liebsten auf denselben zurückkehren. Schweinfurth hat schon vor längerer Zeit den Deutschen geraten, ihn in ihre Dienste zu nehmen. Nun ließe sich das vielleicht so machen: Emin kehrt mit deutscher Hilfe in seine Provinz zurück und verwaltet diese. Würde dann von Bagamoyo aus eine Karawanenstraße mit festen Stationen zu dieser Provinz hin angelegt, so könnte Emin sicher wohnen, bliebe mit der

civilisierten Welt in Verbindung und unser Handel nach Afrika würde sich ohne Zweifel um ein ganz Bedeutendes heben.

Das Vorstehende war geschrieben, als der Inhalt der von Stanley in Kairo gehaltenen Rede bekannt wurde. Die Rede hat unsere Auslassungen in vollstem Maße bestätigt, doch leuchtet die Absicht durch, Emin's Lage als eine von vornherein unhaltbare zu schildern und Stanleys Vorgehen als allein berechtigt hinzustellen. Da Emin auch in nicht allzu ferner Zeit Gelegenheit haben wird, sich auszusprechen, thut Stanley natürlich sein möglichstes, den Eindruck der Reden und Schriften Emin's im Voraus abzuschwächen. Wir erfahren nun bestimmt, daß Stanley dem Pascha Vorschläge machte. Stanley sagt, daß Emin, wenn er sich halten sollte, von Agypten jährlich 20000 Pfund Unterstützung hätte haben müssen, während Agypten nur eine einmalige Bewilligung von 10000 Pfund hätte anbieten können. Aber woher nahm Emin bis 1888 die Summe von 20000 Pfund jährlich? Agypten gab wenigstens in den letzten Jahren nichts, und er war durchaus nicht verarmt, als Stanley das erste Mal ankam, hatte vielmehr noch reiche Elfenbeinvorräte. — Stanley machte nun den Vorschlag, entweder die Provinz mit seinen Truppen zu räumen, um an einem geeigneten Platz sich anstellen zu lassen, oder als englischer Gouverneur mit 1500 Pfund Gehalt und 12000 Pfund Subsidien dazubleiben. Emin wollte keinen der beiden Vorschläge annehmen, erst widrige Umstände nötigten ihn zum Abzug, aber Stanley hatte davon keinen Nutzen.

Wenn Stanley sagt, er sei nicht beauftragt gewesen, Emin solche Anerbietungen zu machen, so klingt das wenig glaublich. Zum Allerwenigsten hat er sicher gewußt, daß irgendwer Jahresgehalt und Subsidien zahlen würde und könnte, mit irgend jemandem muß er in dieser Hinsicht vor seiner Abreise Rücksprache gehalten haben. So auf blauen Dumm hin wirft niemand mit Tausenden um sich, Stanley am wenigsten. Ubrigens soll Emin als englischer Gouverneur nur 12000 Pfund, als ägyptischer aber 20000 Pfund jährlichen Zuschuß nötig haben; warum denn hier 8000 Pfund = 160000 Mark im Jahre mehr? Jeder, der Stanleys Rede in Kairo mit unbefangenen Sinn gelesen hat, wird mit mir darin übereinstimmen: Es war ein Versuch des Reisenden, sich zu verteidigen und sich Emin gegenüber als Mann der rechten und richtigen Beobachtung hinzustellen; aber der Versuch ist — nicht geglückt.

Berthold von Regensburg,

ein Sozialethiker des Mittelalters.

von

Dr. Maximilian Kohn.

Nicht das ganze Gebiet der Kulturgeschichte ist gehörig angebaut worden. Viele Stellen liegen brach, denn es fehlt an speciellen monographischen Vorarbeiten in genügender Anzahl und Güte. Allmählich stellen sich die Pflüger ein. Für das dreizehnte Jahrhundert z. B. muß noch vieles geschehen, ehe die wallenden Nebel zerteilt sind, aus denen bislang nur ein flüchtiger Ausblick gewährt wird. Will man die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wirklich begreifen, so muß man sich nicht an dem genügen lassen, was die Dichtung im engern Sinne geschaffen, oder was an formalen Leistungen die Rechtswissenschaft bietet. Neben den großen Minnesängern, neben den „Stadtrechten“ und den „Weistümern“ gewähren vor allem die Predigten des Mittelalters ungeahnten, ja überwältigenden Reichtum. — Es handelt sich nicht um die theologischen Systeme jener Franziskaner- und Dominikanermönche, durch deren Reden allerdings ein Zug praktischer Mystik hindurchgeht. Nein, was den modernen Menschen in vielen ihrer Reden fesselt, was einen mitunter schier anmutet und balsamisch erquickt, ist nicht zum min-

besten die köstliche Schmir sozialethischer Ideen, von denen mancher Redner durchdrungen ist. Und diese Ideen haben ihren Körper nicht in einer papiernen Sprache, sondern in den packendsten, gewaltigsten Worten.

Von vollendeter Volksmäßigkeit sind die Reden Berthold's von Regensburg, des größten mittelalterlichen Volkspredigers. In Tiefe und Umgriff, Einfachheit und Kraft, Eindringlichkeit und volkstümlicher Rede weichen die Eckhart, die Tauler, selbst die Geiler (sicher auch der große, das Burleske nicht verschmähende Augustiner des siebzehnten Jahrhunderts) dem „guten, seligen Landprediger, dessen Wort wie eine Fackel brannte.“ Ein Vierteljahrhundert (1247—1272) durchwanderte der Franziskanermönch ein schön Stück deutscher Erde: Bayern, Mittelrhein, Elsaß, nördliche und östliche Schweiz, Österreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn, Thüringen und zuletzt ausschließlich wieder Bayern, sein engeres Vaterland. Er predigte mit fast beispiellosem Erfolge auf Aclern und Wiesen, im schattenden Walde, auf Bergeshöhen, von Mauertürmen, auch wohl vom Lindenbaum* herab. Tausende lauschten seinen Worten. Wie viele mögen von seinem Worte getroffen worden sein, die „in das enge Haus von Stein“ keine Predigt lockt. Ein Mann von strotzenden Sehnen und Muskeln, mit kräftigen Augenlidern, naturwüchsiger, markiger Sprache, ein Kenner der Menschen und ihrer Bedürfnisse, mit nicht schwerem Schulack belastet, aber jedes Wort gelüftet auf den überzeugenden Brüllton und dabei von herzerquickendem Humor: so etwa steht der Leuteprediger vor unsern Augen. Freilich ist er ein Kind seiner Zeit und über manch naiven Ausspruch mag der eine oder andre wohl lächeln. Von seiner Zeit sich völlig scheiden, wer kann und mag das? Und wäre er auch von Feldfreveln im Gebiete sogenannter höherer Intelligenz nicht frei, was verschlägt's?

Ein großer Schriftgelehrter war er freilich nicht. Er citirt falsch, verwechselt biblische Personen, und strenge Prüfer heutigen Tages möchten ihm keine *venia concionandi* geben, — aber was mehr wert ist als Gelehrsamkeit: sein Wort traf die Herzen. Mischen wir uns einmal unter die Menge, die an seinen Lippen hängt, bald beifällig zunicke, bald bänglich dem Augenblicke entgegensehend, wo aus dem eigenen verborgensten Herzenswinkel die Flecken und Fehler schonungslos ans Licht gezogen werden. Es ist ein ernstes Thema, das Bruder Berthold behandelt. Er spricht über die Pflicht der Treue in jedem Amt und Beruf (zweite Pred. „Von den fünf Pfunden“ Pfeiffer I, 16 f.).

„Jetzt aber ist Lügen und Trügen so gemein geworden, daß sich dessen niemand schämen will. So ist der ein Betrüger in seinem Handel, der giebt Wasser für Wein, der verkauft Lust für Brot; er macht mit Gore, daß es innen hohl wird, und so nun einer wähnt, er habe Brosamen inwendig, so ist es hohl und eine leere Rinde. So giebt der Schweinefleisch für Wildbret, oder er giebt unzeitiges Kalbsfleisch, der Bocksfleisch für Schafffleisch, der sinniges für reines, der krankes für gesundes. So hat der falsches Gewicht in seinem Krame; der hebt die Wage so auf einer Seite und wendet sie mit der Hand, daß sie gegen den Kaufschatz schlägt, und der Käufer wähnt, er habe die Ware voll, so hat er sie nicht! So hat der falsches Ellenmaß, der gefälschtes Wachs, der gefälschtes Öl. Weh dir, Mantelmacher, einen alten schlechten Fegen, der zu nichts nütze ist und den man billig an die Wand würde, den vernähst du und machst ihn dicht mit Stärke und giebst ihn einem armen Knecht zum Kauf; der hat vielleicht ein halbes Jahr darum gedient, und wenn er das Gewand anlegt, so währt es keine vier Wochen, daß er wieder ein andres kaufen muß.“ So kennt er alle Listen raffiger Plüschmacher, gewissenloser Nahrungsverfälscher, und niemand macht ihm, der alles dem Leben abgelaußt hat, ein K für ein U vor. Hören wir weiter: „Ihr Höter und Höterinnen!

* Auf dem Gipfel des Baumes wurde ein Gerüst gebaut, das der Prediger bestieg: eine Waldkanzel. (Grimm, Wiener Jahrb. der Litter. Bd. 32, S. 203.)

Ihr thut eurem Amte selten recht, ihr fälscht das Unschlitt; und wenn ihr nicht mehr Betrug üben könnt, so kehrt ihr an dem Apfel und der Birne das Faule hinunter und das Schöne heraus. Müller! du thust deinem Amte auch unrecht, du übst auch mancherlei Trug und Dieberei. Du Schuhmacher, du brennst die Sohlen und die Flecken und sprichst: «Seht, wie dick!» wenn sie hart sind; wenn der Käufer sie dann tragen wird, geht er keine Woche darauf. Oder du giebst zwei Schuhe von Hundshaut für bockshäutene und ungegerbtes faules Leder für gegerbtes und zähes. Du Zapfer giehest Wasser in den Wein oder faulen Wein in den guten, daß ein Mensch vielleicht arges Siechtum daran trinkt. Du bist ein Dieb, wenn du das rechte Maß nicht giebst; denn alles, was du ihm zurückbehältst, das hast du ihm gestohlen . . .

(Schluß folgt.)

Über Körpersport für Damen und seine neuesten Arten.

Von
Dr. Paul Otto Schmidt.

Von verschiedensten Seiten — Ärzten, Pädagogen und Philosophen — wird über die Glendigkeit unserer jetzigen Generation gellagt, und zwar nicht bloß in leiblicher, sondern selbst in geistiger Hinsicht. Was das Leibliche anbelangt, so dürfte die Berechtigung dieser Klage von keinem Wissenden angefochten werden; und wer etwa meinte, daß doch wenigstens in geistiger Beziehung unsere Generation vor anderen etwas voraus habe, sei daran erinnert, daß zu jenem bestimmten Etwas, das man „Geist“ nennt, keineswegs nur eine Menge Wissen, eine gewisse Summe mühsam erworbener Gelehrsamkeit, ja selbst hervorragende Veritandeschärfe gehört, sondern daß dazu auch Willensstärke, Mut, Selbstvertrauen, seelische Elasticität, Frische und noch manches andere mindestens ebenso notwendig ist. Erst die harmonische Komposition dieser, überhaupt aller menschlichen Eigenschaften erzeugt jenes köstliche Etwas, jene Quintessenz des Lebens, die vom Menschen zum Menschen wie edler Wein wirkt und mit den wirksamen Stoffen des Weines den Namen gemein hat.

Wodurch kommt nun eine so herrliche Mischung persönlicher Eigenschaften zu stande? Es muß leider versichert werden, daß ohne die natürliche Anlage dazu keine noch so sorgfältige und kostspielige Erziehung das hervorbringen kann. Alle Eltern hoffnungsvoller Kinder mögen sich aber zum Troste gesagt sein lassen, daß die natürliche Anlage zu einer solchen, sozusagen harmonisch abgestimmten Persönlichkeit gar nicht so selten ist, wie man gewöhnlich glaubt, und daß sehr häufig nur eine verkehrte Erziehungsweise die Schuld trägt, wenn das betreffende Individuum nicht zu jenem herrlichen Wesen ausreift.

Wenn freilich verkehrte Erziehungs- und Lebensweisen eine lange Reihe von Generationen in einer Familie andauern, oder gar in einem ganzen Volke allgemein herrschend werden, so macht sich deren Einfluß auch auf jene natürliche Anlage bemerkbar, und es ist dann gar nicht zu verwundern, wenn sich die wesentlichen Elemente, aus denen solche Persönlichkeiten bestehen, nur äußerst selten zusammenfinden wollen: wenn sozusagen die „Idealtypen der Menschheit“ immer seltener werden.

Die Verkehrtheit einer Erziehungs- und Lebensweise liegt aber vor allem in der Einseitigkeit. Wenn irgend ein Organ, bezw. ein zusammengehöriger Komplex von Organen mit allzu großer Ausschließlichkeit angestrengt wird, so leiden nicht nur alle übrigen Organe darunter, sondern selbst das Organ, welches man vorzugsweise ausbilden und dadurch vervollkommen wollte, kann — infolge der Wechselbeziehung aller Organe zu einander — dadurch geschwächt werden: dürfte zum

mindesten nicht das leisten, was es unter anderen Umständen geleistet hätte.

So hat man denn auch jetzt endlich in weiten Kreisen eingesehen, daß eine allzu ausschließliche geistige Beschäftigung den „Geist“ unserer Jugend keineswegs kräftigt, und sucht durch Turnen, Schwimmen und andere Leibesübungen diesem Uebelstand nach Möglichkeit vorzubeugen. Wie man beobachten kann, ist das Resultat davon noch nicht allzusehr bemerkenswert, und das mag besonders daran liegen, daß unsere jetzige Jugend zum großen Teil von Eltern abstammt, denen jene Erziehung nicht zu teil geworden ist und die auch in ihrem späteren Lebensberufe nicht die Gelegenheit oder auch nur die Möglichkeit hatten, ihrer durch allzu einseitige Beschäftigung verursachten Schwächung der Gesundheit und Körperkraft entgegenzuarbeiten. Dies wird für denjenigen Teil der Bevölkerung, welcher den Unterhalt für sich und seine etwaigen Familienglieder durch angestrengte Arbeit — sei es als Beamter oder als Fabrikarbeiter oder sonstwie — erwerben muß, und dieser Teil ist leider der größte, auch nie wesentlich anders werden können. Die jetzige Kulturstufe mit ihrer weit fortgeschrittenen Arbeitsteilung bringt es nun einmal mit sich, daß der größte Teil eines modernen Kulturvolkes, besonders die männliche Hälfte, zu einer mehr oder minder einseitigen — körperlichen oder geistigen — Beschäftigung verdammt werden muß. Es wird also in jedem höheren Kulturvolke stets eine erhebliche Anzahl Flachbrüstiger, Kurzstichtiger, Nervöser u. s. w. vorzugsweise in den höheren Berufsarten der Männer geben; und dies müßte mit der Zeit, durch fortgesetzte Vererbung und damit verbundene Steigerung und Vermehrung geradezu erschreckende Zustände herbeiführen, wenn die Beschaffenheit der künftigen Generation allein von den Männern, bezw. Vätern abhinge. Bekanntlich ist dies nicht der Fall; glücklicherweise haben die Mütter darauf sicherlich einen ebenso großen, vielleicht sogar einen noch größeren Einfluß.

Aber — so dürften hier viele einwenden — ist denn das mit den Müttern anders als mit den Vätern? Erhalten erstere nicht ebenfalls als Kind eine Erziehung und führen später eine Lebensweise, die eher alles andere, denn eine die Gesundheit intakt erhaltende und alle Organe gleichmäßig, harmonisch auszubildende genannt werden kann? Gewiß, es ist dies jetzt leider zum größten Teil noch der Fall. Aber muß dies denn durchaus so sein? Erfordert die Höhe unserer Kultur dies mit unabweisbarer Notwendigkeit? Ist nicht wenigstens für den weiblichen Teil der modernen Kulturvölker die Möglichkeit vorhanden, eine Erziehung zu erhalten und eine Lebensweise zu führen, die alle jene Einseitigkeiten der leiblichen oder geistigen Ausbildung, wie sie unsere fortgeschrittene Arbeitsteilung für den männlichen Teil nun einmal verlangt, durchaus vermeidet, um dadurch beständig einen heilsamen Ausgleich, einen forrierenden Einfluß auf die Beschaffenheit der künftigen Generation ausüben zu können?

Gewiß, es ist dies möglich; aber selbst wenn es nicht möglich wäre, so müßte es sozusagen möglich werden, denn es ist für jedes höhere Kulturvolk, das nicht allmählich verküppeln, verkümmern und zuletzt dem Untergange anheimfallen will, einfach notwendig. Die Erziehung und Lebensweise vorzugsweise unserer weiblichen Jugend muß von der Kindheit an bis mindestens zu ihrer event. Verheiratung möglichst für alle Berufsclassen der Eltern eine derartige sein, daß erstens ihre Gesundheit völlig intakt erhalten und womöglich gekräftigt werde, zweitens aber auch diejenigen Eigenschaften in der Ausbildung nicht vernachlässigt werden, die weniger für sie selbst als für die von ihnen abhängige männliche Generation von Vorteil sein können. Denn wie bekanntlich die Eigenschaften des Vaters auch auf die Tochter vererbt werden, so ist es auch möglich, daß die Vorzüge der Mutter auch auf den Sohn übergehen. Es ist also auch für die künftigen Söhne keineswegs gleichgültig, ob die Mutter willensschwach, nervös, kurzichtig, unpraktisch u. s. w. ist; selbst nicht in dem Falle, daß man von dem Vater dies nicht gerade sagen kann.

Unter den jetzigen Kulturverhältnissen, wo eine große Anzahl Familienväter eine sitzende Lebensweise mit vorzugsweise geistiger Beschäftigung führen muß, ist aber oft nicht nur die Mutter, sondern auch der Vater nervös, kurzichtig, willensschwach, unpraktisch in allen nicht mit seinem Beruf zusammenhängenden Dingen. Was für arme, elende Würmer von Kindern mögen nun solchen Eltern entspringen! Ist es da zu verwundern, daß unsere jetzige Generation, besonders in den Großstädten, durchschnittlich so krank oder doch so schwächlich ist?

Dieser Uebelstand würde noch viel größer sein, wenn nicht die vorzugsweise geschwächte oder einseitig entartete Bevölkerung der Großstädte beständig frischen Zufluß vom platten Lande erhielte, dessen Bewohner im Durchschnitt kräftiger und normaler geartet sind. Aber dieser Unterschied zwischen Stadt und Land verwischt sich mit der fortschreitenden Kultur immer mehr; abgesehen davon, daß jedesmal ein großer in Generationen aufgespeicherter Teil Kulturarbeit verloren geht, wenn ein geistig hochstehender Großstädter infolge der mangelnden physischen Kräfte nicht im stande ist, seine Fähigkeiten ungemindert auf seine Nachkommen zu vererben.

Es wird also die höchste Zeit, daß alles gethan werde, damit die jungen Damen der Städte den „Dirnen vom Lande“ an Gesundheit und Leibes Schönheit nicht nachstehen. Erst dann dürften erstere bei ihrer Überlegenheit in anderer Beziehung sich mit Recht rühmen, die „Dirnen vom Lande“ überall aus dem Felde zu schlagen. Die Erziehung unserer „höheren Töchter“ muß also womöglich noch gründlicher abgeändert werden, als es von gewissen Pädagogen bereits in Aussicht genommen ist.

Wenn dies aber überhaupt möglich sein soll, so darf man von unserer weiblichen Jugend an sogenannter Schulbildung, d. h. positivem Wissen, nicht mehr verlangen, als die natürlichen Anlagen sozusagen gut und reichlich abwerfen. Sind diese wirklich „nicht von schlechten Eltern,“ so dürfte das von den betreffenden jungen Damen etwa im achtzehnten Jahre erreichte geistige Niveau trotz alledem ebenso hoch, ja vielleicht noch höher sein, als es unter den bisherigen Verhältnissen der Nach zu sein pflegt. Die bei der heutigen geistigen Überfütterung viel zu früh erreichte völlige Reife bringt nicht die Früchte hervor, welche eine naturgemäße langsame Entwicklung zu zeitigen vermag.

Die bisher für den Mädchen-Schulunterricht zugemessene Zeit muß mindestens auf die Hälfte reduziert werden, und was dadurch an freien Stunden gewonnen wird, bleibt für den Körpersport und die dadurch zu erzielende Leibes Schönheit und Anmut. So und nicht anders würde eine Erziehungsreform von wirklichem Nutzen nicht nur für die unmittelbar beteiligte weibliche Jugend, sondern auch für den Staat und die Gesellschaft sein.

Aber — so werden hier manche Eltern fragen — was sollen denn unsere Mädchen die vielen freien Stunden anfangen? Werden sie auch immer Lust haben, sich an allerhand Sport zu beteiligen? Die Frage ist nicht unbedeutend. Es mag schwer zu beverstelligen sein, unsere weibliche Jugend, wie sie im Durchschnitt ist, für Leibesübungen dauernd zu gewinnen. Die Aufgabe ist nur dadurch zu lösen, daß man solche Arten von Sport anregt bezw. erfindet, die nicht nur den Kindern, sondern auch den späteren jungen Damen wirklich Vergnügen machen. Auch das mag nicht leicht sein. Damit ein Sport die Damen wirklich dauernd fesselt, muß er viele Bedingungen erfüllen, die bei den Knaben und Jünglingen nicht so schwer ins Gewicht fallen. Er darf die Körperkräfte nicht zu sehr aber, wenn er seinen oben angebeuteten Zwecken genügen soll, auch nicht zu wenig in Anspruch nehmen. Er muß möglichst in freier Luft — im Garten oder Walde — ausführbar sein. Er darf das (ästhetische) Schönheits- und das sittliche Schamgefühl nicht verletzen. Es muß sich dabei Anmut, Grazie entwickeln und — womöglich auch vor den Jünglingen und Männern zeigen lassen, denn sonst dürften unsere jungen Damen, wie sie nun einmal sind, schwerlich geneigt sein, sich ernstlich damit zu befassen. Er muß möglichst alle Bewegungs-

organe gleichmäßig in Anspruch nehmen, und da dies, wenn die übrigen Anforderungen erfüllt werden sollen, nicht angängig sein dürfte, so muß man solche Arten von Sport auswählen bzw. erfinden, die sich gegenseitig ergänzen und bei der — auch in anderer Beziehung wünschenswerten — gehörigen Abwechslung alle Bewegungsorgane, alle motorischen Nervencentren, also die Gesamtheit der Willenskräfte zur harmonischen Ausbildung gelangen lassen. Der Sport darf endlich auch nicht zu kostspielig sein; denn es muß sich darum handeln, ihn möglichst allen Vermögenstagen und Berufsclassen zugänglich zu machen.

Man hat nun schon mancherlei Arten vorgeschlagen und auch schon vielfach in Anregung gebracht.

Das Turnen und besonders das Schwimmen, so empfehlenswert es auch bei verständiger Anleitung sein mag, erfüllt die erwähnten Bedingungen nur wenig bzw. gar nicht. Es ist wohl nicht notwendig, dies noch besonders zu erörtern.

Anders dagegen verhält es sich mit dem Tanzen und Schlittschuhlaufen. Diese schon von altersher bei den Damen beliebten und ihnen auch wohl niemals weiter verdachten Leibesübungen dürfen unter keinen Umständen auf der Liste fehlen. Auszusetzen ist an ihnen eigentlich nur, daß sie nicht gut zu allen Jahreszeiten bzw. nicht an allen Orten — das Tanzen auch nicht immer in freier Luft — ausgeführt werden können.

Auf das Tanzen ist entschieden noch mehr Rücksicht zu nehmen, als es bis jetzt geschieht; und zwar muß es schon von frühester Kindheit an geübt und die Übungen dürfen nicht bloß auf den künftigen Ballsaal zugeschnitten sein. Es ist nicht gerade notwendig, alle unsere jungen Damen gewissermaßen zu Ballett-Tänzerinnen auszubilden, aber eine etwas größere Fertigkeit, als sie selbst die besseren Tänzerinnen unter den nach der hergebrachten Art und Weise erzogenen jungen Damen besitzen, muß doch als erstrebenswert angesehen werden. Es wird dies auch leicht zu erreichen sein, wenn die Anleitung dazu früh genug beginnt und hinreichend Zeit und Gelegenheit zur Übung geboten wird.

Was das Schlittschuhlaufen anbelangt, so bringen es, wie man hier und da beobachten kann, viele unserer jungen Damen schon jetzt zu einer ganz respektablen Fertigkeit, trotzdem es bekanntlich nicht immer von seiten der Eltern oder gar von der Schule aus begünstigt wird. Hier braucht man unserer weiblichen Jugend nur „freien Lauf“ zu lassen; sie hat für diesen Sport fast ebensoviel natürliche Neigung, wie für das Tanzen. In der That erfüllt er denn auch die meisten der oben angedeuteten Bedingungen in vorzüglichem Maße.

Der Reitsport ist für Damen keineswegs ohne weiteres zu verwerfen. Er braucht das Scham- und Schicklichkeitsgefühl, vorausgesetzt, daß die betreffenden Damen überhaupt solches besitzen, durchaus nicht zu verletzen, und wenn eine verschrobene Prüderie dies behauptet, so macht sie sich bei allen unbefangenen Denkenden einfach lächerlich, denn sie müßte dann das Tanzen ebenfalls für unschicklich erklären. Einzuwenden ist allerdings, daß dieser Sport zu kostspielig ist. Er kann eigentlich nur von den „oberen Zehntausend“ mit der nötigen Eleganz ausgeübt werden. Was dagegen den Reitradport, das Velociped-Fahren anbelangt, so ist es entschieden von der Liste der für Damen geeigneten Sportsarten zu streichen. Es macht jene eintönige trampfhafte Bewegung der Beine nichts weniger als einen ästhetischen Eindruck und verletzt außerdem wirklich das Schamgefühl. Auch das Fahren auf dem Dreirad ist hiervon kaum auszuscheiden.

Zur Kräftigung der unteren Extremitäten und des Rückgrates ist das Tanzen und Schlittschuhfahren eigentlich schon ausreichend. Es dürfte kaum notwendig erscheinen, hierfür noch andere Sportsarten zu erfinden.

Es fragt sich nun, welcher Sport eignet sich für Damen am besten zur ausgiebigen Stärkung der Arme und Brustmuskeln, und auf welche Weise kann das Auge ohne Schaden für seine Gesundheit an Sicherheit und Schärfe ge-

winnen. Letzteres Moment ist nämlich für Damen gar nicht so unerheblich, als man gewöhnlich glaubt. Denn da unsere männliche Jugend durch das unvermeidliche Viellesen und Vielschreiben die Augen übermäßig in Anspruch nimmt und dadurch mehr oder minder schwächt, und diese Schwäche leider erblich ist, so ist es unbedingt erforderlich, daß wenigstens bei dem weiblichen Teile unserer Jugend die Augen völlig intakt erhalten, ja womöglich verschärft werden, damit wenigstens die Mütter der künftigen Generation ein gutes Auge vererben bzw. die eventuell von den Vätern her zur Vererbung neigende Kurzsichtigkeit u. s. w. einigermaßen kompensieren können. Aus ähnlichen Gründen ist eine Kräftigung der Arme und die damit in Verbindung stehende Erweiterung und Wölbung des Brustkastens für unsere weibliche Jugend sehr wünschenswert; abgesehen davon, daß es für sie selbst von großem Vorteil ist, da eine volle, runde und schön gewölbte Brust einen sehr wesentlichen Bestandteil der Frauenschönheit ausmacht.

Um das alles möglichst gleichzeitig zu erreichen, hat man schon verschiedene Arten von Sport vorgeschlagen.

Das sogenannte Ballspiel ist für das Auge ganz vorteilhaft, nimmt aber, wenn es auf die gewöhnliche Art und Weise (mit leichten Bällen und Keulen) betrieben wird, die Armkräfte zu wenig in Anspruch. Man müßte also die früheren Arten, wo man schwerere Bälle mit Keulen in Bewegung zu setzen hatte, und die deshalb schon nicht mehr „Spiel“, sondern wirklich „Sport“ genannt werden konnten, wieder in die Mode bringen. Das Ballspiel bzw. der Ballisport ist auch deshalb besonders zu empfehlen, weil er nicht nur die Arme und Augen, sondern auch die Beine in Anspruch nimmt, also zugleich für das Tanzen und Schlittschuhfahren einen Ersatz bzw. eine Abwechslung bietet. Das mit dem Ballspiel verwandte Reisspiel ist mehr eine Tändelei als ein eigentlicher Körpersport und höchstens für Kinder und schwächliche junge Damen zweckmäßig. Das Croquetspiel steht im wesentlichen auf derselben Stufe; jenes viele Bücken dabei ist vielleicht sogar schädlich. Immerhin können aber solche Spiele zur Abwechslung und in Ermangelung von etwas Besseren hier und da mit Verwendung finden.

Alle diese Arten von Sport oder Spiel erfüllen jedoch nur teilweise den oben gedachten Zweck. Es darf sich nämlich nicht bloß darum handeln, die Arme in zweckmäßige Bewegung und mit den Augen in Wechselbeziehung zu setzen. Es muß den Armen und in Verbindung damit den Augen eine schwierigere Aufgabe zugemutet werden, damit der Ehrgeiz erregt, der Mut erweckt, das Selbstvertrauen erhöht, überhaupt der Wille gekräftigt und womöglich gestählt werde. Erst dadurch wird der Einfluß solcher Übungen auf den Charakter unserer weiblichen Jugend wirklich bemerkenswert, und dergleichen Eigenschaften — weit entfernt ihre sonstigen natürlichen Reize zu vermindern — erhöhen diese vielmehr in hervorragendem Maße. Es wird endlich Zeit, daß jenes alberne Vorurteil zerstört werde: als stünde jene zaghafte Zimperlichkeit und dumme Ziererei der schöneren Hälfte der Menschheit besonders reizend. Den wirklichen Männern imponieren die Damen damit nicht im mindesten, und überhaupt alle Männer, selbst die Schwächlinge darunter, verzeihen dergleichen an Damen wohl, aber sie lieben es durchaus nicht, ganz besonders nicht an verheirateten Frauen. Bei diesen vorzugsweise, aber auch bei jungen Damen ist eine gewisse Sicherheit, ja „Schneidigkeit“ des Auftretens, wenn es nur mit Grazie und feinem moralischen Takte gepaart ist, ein unvergleichlicher Reiz, der viele sonstigen Schönheitsmängel übersehen läßt. Von solchen Charaktereigenschaften, die in Verbindung mit Verstandesschärfe eben das ergeben, was wir im Eingange „Geist“ nannten, können auch die künftigen Söhne wirklich etwas profitieren.

Durch welche Arten von Körpersport können nun die erwähnten Charaktereigenschaften ausgebildet werden? Den Reitsport, der in diese Kategorie gehört, sowie die ältere Art des Ballspiels haben wir bereits erwähnt. Aber giebt es denn

nichts weiter als das, und besonders nichts, was auch weniger vermögenden jungen Damen und Frauen zugänglich ist?

Die in Sportsangelegenheiten so rühmlich vorangehende Wiener Damenwelt hat dergleichen schon in Anregung gebracht. Eine Zeitlang war bekanntlich das Fechten (mit Florett, Schläger, Dolch u. s. w.) dort sehr in Aufnahme. Wir wollen dieser Art von Sport für Damen nicht gerade das Wort reden, möchten ihn aber auch nicht unbedingt verdammen. Er übt Arm und Auge in ganz vorzüglichem Maße, stärkt die Brustmuskeln, erweitert den Thorax nicht unbedeutend. Außerdem erweckt er Mut, Selbstvertrauen, Ehrgeiz u. s. w., stärkt also in hohem Grade die Willenskraft. Indessen ist er doch mehr nur ein Sport für Männer und für Damen höchstens ausnahmsweise, jedenfalls nicht allgemein zulässig. Wenn er auch nicht gerade das ästhetische Gefühl und die Schicklichkeit verleiht, so ist er doch, wenn er einigermaßen ernst genommen werden und nicht in eine bloße Spielerei ausarten soll, für den Durchschnitt der Damen zu anstrengend, setzt zu viel Schweiß ab — was dem Teint schadet — rührt auch mitunter Staub auf, und das ist nicht ganz unbedenklich, wenn das Fechten in geschlossenen Räumen vorgenommen werden muß. Er nimmt außerdem auch, wenn man nicht etwa abwechselnd mit dem linken und rechten Arme übt, immer nur einen Arm in Anspruch und begünstigt dadurch eine einseitige, schiefe Körperhaltung. Vor allem aber ist das Fechten als Damensport deshalb verwerflich, weil hier die schönere Hälfte der Menschheit nicht mit der stärkeren konkurrieren kann. Die Damen wären also mit diesem Sport auf sich allein angewiesen; sie dürften in diesem Falle nur ausnahmsweise geneigt sein, sich vor den Männern zu zeigen und mit diesen zusammen zu üben. Die physische Überlegenheit der letzteren ist hier offenbar zu störend. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Männer allen Frauen in dieser Beziehung überlegen sind. Es mag Ausnahmen geben, aber diese bestätigen eben nur die Regel.

Weit geeigneter für Damen ist ein anderer Sport, der ebenfalls von der Wiener Damenwelt zuerst angeregt zu sein scheint. Es ist das Schießen mit Pfeil und Bogen. Man darf dabei nicht an jene sog. Flitzbogen und Schilfpfeile der Knaben, aber auch nicht an jene schweren Pfeile und sehr starken Bogen denken, wie sie noch bis zum Ausgang des Mittelalters zu Kriegszwecken vielfach verwandt wurden, und mit denen man aus nicht zu weiter Entfernung einen leichten eisernen Harnisch zu durchschießen vermochte. Die hier in Rede stehende Sache ist gewissermaßen ein Mittel Ding zwischen beiden. Man kauft in Wien elegant gearbeitete, anderthalb bis zwei Meter lange Bogen, die entweder aus einem Stück von sehr hartem Taxusholz oder aus zwei sorgfältig zusammengekleimten Lagen von Lanzenholz und Hicoryholz hergestellt werden. Die letztere Art soll für Damen am besten geeignet sein. Sie erfordern zu ihrer Spannung je nach ihrer Größe und Stärke eine Kraft von fünf und zwanzig bis vierzig Pfund, und da diese fünf und zwanzig bis vierzig Pfund beim Anziehen und Abschließen sekundenlang mit angehaltenem Atem sozusagen im Gleichgewicht erhalten werden müssen, so repräsentiert das eine ganz respectable Leistung beider Arme (also nicht wie beim Fechten bloß eines von ihnen). Man kann jedoch auch mit Bogen von geringerer Spannkraft anfangen und allmählich zu stärkeren übergehen.

Auf diese Weise wird ohne Schaden für die Gesundheit eine gar nicht zu verachtende Übung und Kräftigung der Muskeln der Arme und Brust bewirkt. Ganz vorzugsweise aber wird der Thorax erweitert und gewölbt, weil man beim Anziehen und Zielen den oberen Teil des Körpers energisch aus den Hüften herausheben, ohne Biegung des Rückens etwas vorgeben, dabei den Kopf aber fest und gerade halten muß. Die daraus resultierende Pose des Körpers ist eine keineswegs unästhetische, kann vielmehr nach gehöriger Übung und dadurch erworbener „gesättigter Kraft“ so anmutig werden, daß die betreffende junge Dame einem Bildhauer zum Modell einer Diana dienen könnte.

Mit solchen Bogen und befiederten (hölzernen und mit einer Spitze von Metall oder Horn versehenen) Pfeilen kann man auf hundertfünfzig bis zweihundert Schritte noch einen sicheren Treffer erwarten, und wenn man damit nach einer geeigneten Scheibe schießt, so übt das Auge und Hand in einem Maße, wie es bei keinem anderen Sport, selbst nicht einmal beim Schießen mit der Pistole oder Büchse der Fall ist.

Auch für Männer ist deshalb das Bogenschießen eine ganz ausgezeichnete Vorübung für einen schnellen und sicheren Büchsen- oder Pistolenschuß. Ein Schütze, der es dahin gebracht hat, mit einem solchen Bogen auf hundertfünfzig bis zweihundert Schritte eine Scheibe von einem Viertel Meter Breite sicher zu treffen, dürfte nach kurzer Übung mit der Büchse oder Pistole eine Fertigkeit erlangen, die mit der des berühmten amerikanischen Kunstschützen Fra Paine — der mit umgekehrter Pistole auf zwanzig Schritte ein As treffen soll — ganz gut konkurrieren kann.

Es ist also hier auch die sehr wünschenswerte Forderung erfüllt, daß Herren und Damen in „schönem Verein“ an prachtvollen Frühlingstagen im Garten oder Wald an dem Sport teilnehmen können. Denn da die Damen sich die Schwere und Stärke des Schießzeuges ihren physischen Kräften gemäß auswählen können, so fällt die plumpe Überlegenheit des stärkeren Geschlechts hier nicht weiter ins Gewicht. Ein gutes, sicher blickendes Auge, eine feste Hand ist ja auch mit mäßigen Körperkräften vereinbar: kann also auch eine Dame besitzen, bezw. durch Übung erwerben. Die Hauptsache bleibt ja hier immer das Treffen, und man kann ja auch hier mit nahen Entfernungen, die keine zu große Kraft und längere Übung erfordern, anfangen und ganz allmählich zu weiteren übergehen. Da außerdem die zu benutzende Zielscheibe sehr viele Abwechslungen (einfacher schwarzer oder weißer Strich, Kreise, farbige Karrees, ferner Jagdtiere oder mythologische Ungeheuer u. s. w.) erlaubt, so dürfte das Interesse stets rege bleiben und die Kräfte überwinden helfen, die immer da einzutreten pflegt, wo ein größerer Aufwand von Willenskraft zur Überwindung der ersten Schwierigkeiten notwendig ist. Wo übrigens Ehrgeiz und Selbstvertrauen schon vorhanden sind, da ist eine solche Kräftigung gar nicht zu befürchten.

Wir können den Damen gar nicht genug empfehlen, diesen in so vielfacher Hinsicht vorteilhaften und angenehmen Sport des Bogenschießens eine größere Aufmerksamkeit zu widmen und, wo er noch gar nicht bekannt sein sollte, wenigstens den Versuch zu machen, ihn in die Mode zu bringen.

Die Herren gründen in solchen Fällen gewöhnlich einen Klub. Warum sollten dergleichen die Damen nicht auch thun können? Wenn es Jockey-Klubs, Rudervereine, Schützenbünde u. s. w. unter allen möglichen Namen giebt, warum sollte es nicht auch einen „Bogenschießklub“ für Damen — etwa unter dem Namen „Diana“ geben können?

Die Damen brauchen hier nur erst den Anfang zu machen. Die Herren folgen dann ganz von selbst nach: denn jener kleine „geflogelte Bogenschütze“, dessen Mutter dem Schaume des Meeres entstieg, würde schon den Vermittler spielen und sich im übrigen auch sonst gern und oft den Übungen im Bogenschießen zugesellen.

Wir wollen hiermit die Liste der für Damen empfehlenswerten Sportsarten abschließen, ohne den Anspruch zu erheben, daß damit alles erschöpft sei, was bis jetzt schon in Anregung gekommen ist, bezw. noch zu erfinden wäre. Indessen dürfen wir uns wohl getrost der Meinung hingeben, daß das von uns hier in Vorschlag Gebrachte bei ernstlichem Willen und einer einigermaßen geschmackvollen, mannigfaltigen Ausführung und Abwechslung schon hinreichend ist, um den eingangs erwähnten wichtigen Zweck zu erfüllen und gleichzeitig unserer so vielfach verkümmerten weiblichen Jugend das Leben lebenswerter zu machen. Ohne eine wenigstens einigermaßen feste Gesundheit ist ja ein intensiverer Lebensgenuß gar nicht möglich. Wer es wirklich ehlich und aufrichtig mit unserer Damenwelt meint, kann ihr gar keine bessere Verwendung eines

Teils ihrer freien Zeit, auch noch in späterem Alter, empfehlen, als wir es hiermit ernstlich gethan haben möchten.

Erst wenn der Körperport innerhalb der von uns gezogenen Grenzen für alle Damen sozusagen zur gesellschaftlichen Pflicht geworden ist, zum guten Tone gehört, dürften mit der Zeit auch „ungalante Männer“ geneigt sein, von einem „schöneren Geschlecht“ zu sprechen.

Scheimnisse der Spiritisten.

von
Hildegard Nilson.

IV.

Das spiritistische Mädchen für alles.

Neder Ihr Honorar noch die natürliche Freude, die Spiritisten durch meine Geständnisse für die Zerstörung meiner schönsten Hoffnungen zu bestrafen, sollten mich eigentlich veranlassen, den Schleier hinweg zu ziehen von dem Vorhang, welcher mein Leben vom Herbst des Jahres 1880 bis zum folgenden Sommer gnädig bedeckte. Da ich aber höre, daß meine Mitteilungen den Lesern Ihres Blattes in hohem Maße zuzagen, so will ich meine Seele weiter entkleiden und die Gefahr nicht achten, welche meine Schamhaftigkeit und mein spiritistischer Erwerbszweig trotz des falschen Namens dabei läuft.

Zwischen meinem Gatten und mir hörten nach der unglücklichen böhmischen Votagegeschichte kleine Zwistigkeiten nicht auf, die von seiner Seite mit entschieden unparlamentarischen Redensarten ausgefochten wurden. Auch ich vergaß in solchen Stunden ab und zu meine gute Erziehung, und so bot unsere Ehe nicht mehr das Bild einer ungetrübten Harmonie. Wir strebten auseinander, freilich nur, um uns später freudig und in besseren Verhältnissen wiederzufinden. Wir hatten uns von Böhmen, mittellos wie wir waren, zuerst in die Höhle des Löwen begeben, zu unseren alten schlesischen Freunden, wo wir zwar eine recht ungastrische Aufnahme, aber dafür fast überall eine rasche und bereitwillige Reiseunterstützung fanden. Ich kämpfte das bittere Gefühl, daß man uns jetzt verleugnete, tapfer hinunter, und mein Eduard zeigte sich auch jetzt der Lage gewachsen; er trat auf wie ein Vogengroßmeister, verschmähte aber auch die kleinste Gabe nicht.

Wir suchten nun die immerite Höhle des Löwen auf, die Hauptstadt Berlin, weil dort, trotz der großen Nähe der Polizei, in dem unabsehbaren Meere von thätigen Menschen unsere Existenz unbemerkt mit dahinfließen konnte. „Die Polizei ist immer weitsichtig,“ pflegte unser armer Doktor zu sagen, wenn er die großen Städte rühmte.

Es ging uns hier anfangs gar kümmerlich. Ich mußte oft tagelang auf eingemachte Früchte verzichten, und Eduard konnte seiner kleinen Liebhaberei, dem Spiel, nicht anders fröhnen, als indem er sich zur Gesellschaft wohlhabende und unbefangene Herren vom Lande aussuchte, mit denen er eines kleinen Gewinnes sicher zu sein hoffte. Aber es war ein aufregendes, unästhetisches und in keiner Beziehung die Gefühle eines edlen Weibes befriedigendes Leben. Zwar nahte mir zu jener Zeit das Schicksal wieder in Gestalt eines begabten jungen Schauspielers; aber er war vollkommen mittellos, ja sogar anspruchsvoll, und ich mußte meiner Neigung, wenn auch mit brechendem Herzen, Halt gebieten.

Unsere Lage veränderte sich erst, als gegen Mitte Oktober das geistige und gesellschaftliche Leben der Stadt wieder erwachte, als die spiritistischen Vereine von ihren Sommerreisen in Gesundbrunnen, Lankwitz und Nieder-Schönhausen zu ihren Penaten wiedertehrten. Eduard, der es müde war, alle vierzehn Tage einen anderen Bart zu tragen — es soll das eine Gewohnheit leidenschaftlicher Spieler sein — hatte bereits einen

Antrag angenommen, anti-spiritistische Soireen mit meiner Hilfe zu veranstalten, als ihm der ehrenvolle Ruf zu teil wurde, mit dem weltberühmten Mr. Slade zusammen zu arbeiten. Hier schieden sich unsere Wege. Denn bei diesem Geschäft participierte bereits ein weibliches Wesen, welches in begreiflicher Eifersucht keine Genossin ihres Geschlechtes in der Nähe des gefährlichen Engländers dulden wollte. Um es erröten und brutal zu sagen, Eduard verließ unsere Wohnung ohne förmlichen Abschied und ließ die Andeutung fallen, er würde einem Veruche seines verlassenen Weibes, in seine Arme zu fliegen, sich selbst mit Anwendung körperlicher Gewalt widersetzen.

So stand ich denn schutzlos wie ein Kind den mannigfachen Gefahren der Hauptstadt preisgegeben da und streifte wohl ahnungslos die Nachtseiten des Daseins. Da fiel mir eines Tages ein Inserat unserer Zeitschrift, die mir immer noch zugefandt wurde, angenehm auf; darin suchte ein reicher Gutsbesitzer ein Medium, welches entschlossen wäre, sich mit seinem ganzen Fluidum einzig und allein dem Dienste seines Hauses zu widmen. Ich bewarb mich um die Stellung und hatte das Glück sie zu erhalten; ich konnte es wohl ein Glück nennen, trotzdem meine Thätigkeit sich doch anders entwickelte, als das Inserat erraten lassen konnte.

Mein Herr war ein eigentümlicher Mensch, man konnte ihn wohl wunderbar nennen. Er war in Schöneberg, dem stattlichen an Berlin grenzenden Dorfe, Bauer gewesen, hatte zur Zeit einer glücklichen Vauspekulation seine Acker für mehr als eine Million Mark verkauft und sich nur das alte Wirtschaftshaus an der Straße zurückbehalten, das er nun allein bewohnte. Sein einziger Sohn lebte in kümmerlichen Verhältnissen auf einem kleinen, erheirateten, verschuldeten Gute in der Mark und seine Tochter war an einen Berliner Grünkrauthändler verheiratet. Der ehemalige Bauer, den ich hier des bequemeren Erzählens willen Schulze nennen will, obwohl er im Gegenteil ganz anders hieß, hatte sich mit seinen Kindern entzweit, nur um ihnen nichts von seinem Reichthum zukommen lassen zu müssen. Sein Geiz war aber so groß, daß er auch sich selbst nichts Gutes gönnte, und man wird daraus ersehen können, wie traurig mein Los im Zusammenleben mit ihm hätte werden können. Doch der Spiritismus, der Wunder zu wirken nicht müde wird, half mir auch in dieser Not, in die er mich hineingelockt hatte.

Als ich mich dem alten graubärtigen Schulze in seiner Baracke zum erstenmal vorstellte, glaubte ich bei seinen Vorschlägen verzweifeln zu müssen. Ich sollte den Dienst versehen als Mädchen für alles; er war ehrlich genug, mir keine meiner Pflichten zu verschweigen, mir zu sagen, daß ich fegen, waschen, kochen müßte und in keinerlei Weise auf irgend welche Hilfskraft Anspruch erheben dürfte. Er sei aber mit Küche und Wäsche nicht verwöhnt, ich werde also Zeit genug übrig behalten, um einigemal täglich auf seine Fragen spiritistische Antworten geben zu können. Für das alles sollte ich ein Bett in der Dachkammer, Nahrung an seinem Tische und einen schätzbigen Dienstbotenlohn erhalten. Sechsenddreißig Thaler jährlich und nichts zu Weihnachten! Ich sprach ihm meine Empörung aus und wollte auch wirklich schon gehen, als der alte Salunko mich freundlich bei der Hand nahm, mir von dem Zerwürfniß mit seinen Kindern erzählte und mir versprach, mich zu seiner Erbin einzusetzen, wenn ich bis zu seinem Tode treu, fleißig und gehorsam als Medium mit ihm lebte. O, wie schwach und eitel ist doch das Menschenherz! Im Verkehr mit Spiritisten hätte ich wohl lernen können, mich nur an greifbare Wirklichkeit zu halten und von den Menschen nach ihrem Tode nichts zu verlangen. Meine Thorheit aber ließ sich von der Aussicht auf eine Million verblenden, ich ergriff die dargebotene Greifenhand und trat den Dienst an — welche Schmach, als spiritistisches Mädchen für alles. Als Medium für alles, hat später Eduard es witzig benannt.

Das Leben beim alten Schulze war anfangs einfach unerträglich. Um 6 Uhr aufstehen und bis zur Schlafenszeit die niederen Dienste einer gewöhnlichen Magd verrichten, das

hatte ich in meinem Pensionat nicht gelernt, wenn ich es auch zu früh verließ. Der Geiz des Herrn hatte alle Geräte, Fenster und Dach, Betten und Wäsche langsam verkommen lassen. Und es war ein Glück zu nennen, daß mein sonst so empfindliches Schönheitsgefühl von solcher Unordnung weniger angewidert wurde, als ich hätte erwarten sollen. Doch ebenso tadelnswert waren die Neigungen des Mannes im Punkte des Essens und Trinkens; hierin hatte mich das Leben, so ungebunden es mir dahinging, dennoch verwöhnt, und ich gestehe offen ein, daß mich selbst die winkende Million nicht mit diesen dörflichen Mahlzeiten versöhnt hätte. Nur zweimal wöchentlich Fleisch und sonst Brot und Hülsenfrüchte; dazu außer reichlichen Kaffee nur Wasser als Getränk. Und mir war es doch zur süßen Gewohnheit geworden, meine Kräfte, wenn sie durch den andauernden Verkehr mit Geistern gelitten hatten, mit Hilfe von Leckerbissen und gutem Wein wieder herzustellen.

Der angreifende Verkehr mit seligen Geistern war aber in diesem Hause durchaus nicht Nebensache. Wir hatten täglich vier kurze Mahlzeiten und sechs lange spiritistische Sitzungen. Der alte Schulze war zu der Zeit, als der Bodenschwundel in Schöneberg losging und er ohne die Hand zu rühren fast über Nacht ein Millionär wurde, mit Spiritisten in Berührung gekommen; diese hatten ihm die rasche Steigerung des Terrainpreises zuerst prophezeit, und so hatte der Spiritismus in seinem verschrobeneu Kopf feste Wurzel gefaßt. Er hielt jedes Medium einerseits für sehr dumm, andererseits für allwissend und wollte eine solche nützliche Person für sich allein haben. Seine gänzliche Unbildung verleitete ihn, sich über die einfachsten Lehren des Spiritismus hinweg zu setzen. Während wir doch nur im Stande sind, die Geister von Verstorbenen zu citieren und um Mittheilung ihres Wissens zu bitten, mußte ich dem alten Schulze ohne Vermittelung der Geister unaufhörlich Wahrsagen. Er verlangte freilich nur das Wetter und den Stand seiner Papiere voraus zu wissen; aber damit peinigte er mich in jeder freien Viertelstunde. Daß meine Vorhersagungen mindestens in der Hälfte der Fälle nicht eintrafen, das schädigte meine Mediumschaft in seinen Augen ganz und gar nicht; ein so billiges Medium, wie er sich eines gekauft hatte, brauchte nach seiner Meinung nicht vollkommen zu sein. Nur mußte ich ihm zur Strafe für falsche Prophezeiungen des Abends oft lustige Sitzungen aufführen: mit Tischrücken, Geisterklopfen, polternden Stühlen und ähnlichem Schnickschnack.

Bei diesen lustigen Sitzungen bemerkte ich, daß sein Geiz dem Spiritismus gegenüber nicht stand hielt. Er zankte nicht, als ungeschickte Geisterhände eine brennende Petroleumlampe, die sie schwebend in der Luft halten sollten, fallen ließen, und er gestattete mir, von meinem Reichenberger Freunde ein neues spiritistisches Tischchen zu verschreiben. Diese Beobachtung gestaltete meinen Aufenthalt behaglicher und rettete mich vielleicht vor dem Hungertode durch Hülsenfrüchte. Ich ließ bald ein vergnügtes und spitzbübisches Geisterchen regelmäßig auftreten, welches sich selbst Ferdinand nannte und seine besondere Lust daran hatte, Geld und Geldeswert verschwinden zu lassen und dafür allerlei Konditorwaren, konservierte Nahrungsmittel, Wein, Bier und Liqueure ins Haus zu schaffen. Der kleine Ferdinand stahl, ohne daß der alte Schulze böse wurde, Groschen und Thaler und Goldstücke aus Verstecken und verschlossenen Kästen. Schulze, der mich wahrscheinlich geprügelt hätte, wenn ich heimlich ein Stück Brot abge schnitten hätte, duldete ganz heiter das Laster des kleinen Ferdinand und wunderte sich nur immer darüber, daß die Geister von ihrer Geschicklichkeit keinen ausgedehnteren Gebrauch machten. Zu mir hatte er volles Vertrauen und beriet mitunter mit mir, wo er ein Geldstück hinthun sollte, um den Diebstahl dem kleinen Ferdinand möglichst schwer zu machen. Und wenn es über Nacht doch wieder verschwunden war, so freute er sich eigentlich darüber.

Der freundliche Leser ahnt, daß ich im Kampfe ums Dasein selbst die Rolle des kleinen Ferdinand spielte; meine alte Neigung zu Schelmenstreichen sog aus dieser Thätigkeit neue Nahrung, und überdies darf ich kühn behaupten, daß ich erst

durch diese Nebeneinnahmen dazu gelangte, mein Leben menschenwürdig zu fristen. Wohl wandelten mich von Zeit zu Zeit jene Dualen an, welche jeder edle Mensch als Gewissensbißse kennt und fürchtet; aber wo lebt der Engel in Menschengestalt, der Hunger gelitten hätte, wenn er durch die Befriedigung seiner höher organisierten Lebensbedürfnisse einem Greise so reine Freuden bieten konnte. Jeder Vorwurf aber mußte verstummen, als mein geringes Wohlleben in der Schöneberger Baracke ein so jähes Ende nahm.

Ich hatte während eines langen Winters meinen Leib gepflegt und mit Hilfe des kleinen Ferdinand außerdem ein paar Thaler gesammelt. Im Frühjahr fing der alte Schulze an etwas kindisch zu werden. Ich mußte ihm jeden Sonntag den Geist eines schönen Mädchens citieren, und Schulze tanzte dann mit ihm solange in der Stube herum, bis er umfiel. Ich schlug ihm als Tänzerinnen, vermög meiner höheren Bildung, Semiramis und die schöne Helena vor; die kannte er aber nicht und wollte daher nichts von ihnen wissen. Er dreifelte nach Bauernmädchen aus Schöneberg, die vor dreißig bis vierzig Jahren gestorben waren; ich ließ mir die Namen nennen, citierte gehorsam ihre Geister und hatte dann das Amt, den Takt zu dem raufenden Tanze auf den Tisch zu klopfen. Mancher hätte bei dem Anblick des hochbeglückten Schulze selber verrückt werden können; als erprobtes Medium war ich aber an Absonderlichkeiten des menschlichen Geschmacks gewöhnt und ließ nach dem Tanze gewöhnlich zu meiner Erholung den kleinen Ferdinand in die Erscheinung treten. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß mein Freund Ferdinand ebensovienig sichtbar wurde, wie die verstorbenen Freundinnen Schulzes; aber der alte Bauer bildete sich steif und fest ein, er hätte die Mädchen erkannt, gesehen und gefühlt.

Im Juli 1881 nahm der Spaß ein plötzliches Ende. Die beiden Kinder des Schulze erschienen eines Tages in Schöneberg und rieten mir in unfreundlicher Weise, das Haus ihres Vaters auf der Stelle zu verlassen. Ich folgte ihrem Räte und hörte bald darauf, daß mein Herr für irrsinnig erklärt worden sei. Ich blieb aber diesmal nicht hilflos auf der Straße liegen. Mein Eduard hatte inzwischen bei Mr. Glade ausgelernt und nahm ohne Besinnen meinen Vorschlag an, eine neue spiritistische Tournee à la Glade zu unternehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Sterbende und werdende Bühnenpoesie.

Von

Paul Schlechter.

(Schluß.)

Wir können nur dunkel den neu entstandenen Gewalten folgen, an denen voraussichtlich die Zukunft hängt, und dieser Gewalten scheint es mir zwei zu geben, die beide gemeinschaftlich den großen Wirklichkeitsdrang in die Seele der lebendigen Menschheit eingepflanzt haben. Eine ist die soziale Frage, die andere ist die naturwissenschaftliche Forschung. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens verschaffen diese beiden Mächte sich Geltung; sollen im Zeitalter Darwins und Bismarcks Kunst und Theater noch als Faktoren des öffentlichen Lebens gelten, so müssen sie von den neu gewonnenen Anschauungen ihren Profit ziehen. Herkunft und Art des natürlichen Menschen ist die eine, Wohlfahrt und Lebenskraft des Kulturmenschen die andere große Frage. Alte Ideale, alte Dogmen sind über den Haufen geworfen, neue Dogmen, neue Ideale steigen empor. Soll an all diesen Umwandlungen, die einzig und allein den Menschen betreffen, die dramatische Kunst, die einzig und allein sich mit dem Menschen zu befassen hat, teilnahmslos vorübergehen? Soll der von den neuen Anschauungen erfüllte Dichter seine künstlerische Nachbildung des Lebens auf Voraussetzungen bauen, an die er selber nicht glaubt? Das wäre Windbeutelerei!

Eine Grundansicht der modernen Naturforschung und Weltweisheit ist die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens. Der Denker behauptet sie, und der Dichter, der nach einem schönen Verse Gottfried Kellers dem Denker mit gleichgestimmter Zither nachzieht, glaubt daran. Er glaubt daran, auch wenn man ihm das pedantische Wort von der naturwissenschaftlichen Phrase ernüchternd nachwirft. Er glaubt daran und baut darauf sein Werk; auf Grund dieser Lehre entwickelt er ein menschliches Schicksal, menschliche Charaktere, und findet sich von diesem modernsten Standpunkt aus in überraschender Einstimmigkeit mit dem alten griechischen Tragiker, dessen Helden auch vergebens gegen die dunklen Mächte sich aufbäumten, von denen sie abhingen. Und wenn eine spätere Zeit den Darwin und den Buckle wieder umstößt — was thut's? Der Dichter, dem ihre Weltanschauung eine Welt schuf, wird bleiben, so wie Sophokles auch ohne die Nemesis der olympischen Götter, auch ohne die Autorität der Pythia geblieben ist. Nicht daß Pythia auf dem Dreifuß sitzt, hat diese alte Poesie verewigt, sondern daß der alte Dichter den Spruch befolgte, der über der Pforte des Pythiatempels stand; daß er die Menschen zur Selbsterkenntnis führte. Dieses kritische Suchen nach Erkenntnis ist der große Grundzug unserer Zeit, und wo er sich in der Dichtung regt, ist Hoffnung. Und da nach der neuen Lehre die Erkenntnis der Seele nicht möglich ist ohne die Erkenntnis der physischen Beschaffenheit, da nach der neuen Lehre auch das Moralische im Menschen ein Produkt seiner Herkunft, der Art seines Wachstums ist, so wird auch der Dichter ihn aus seiner Umgebung zu erklären haben. Er wird ihn nicht mehr mit Richard dem Dritten sagen lassen: „Ich bin gewillt ein Bösewicht zu sein,“ sondern er wird ihn in der Umgebung zeigen, die ihn zum Bösewicht machte. Was Wunder, wenn diese Umgebung stellenweis böß ausschaut! Und da wiederum nach der neuen Lehre nicht nur die Umgebung den Menschen macht, sondern auch der Blutstropfen, den der Mensch von Vater und Mutter überkommen hat, so wird der moderne Dichter ihn unter dem Drucke finsterner Mächte zeigen, die nicht wie früher über den Sternen walten, sondern in ihm selber wirken, in seinem eigenen Fleisch und Bein. Ist der Dichter nun ein Dramatiker (und unserer Zeit des Kampfes und des Handelns ist keine andere dichterische Gattung gemäßer), so wird er notgedrungen Verbrechen und Krankheit auf die Bühne bringen und dadurch den Zorn eines schöngeistigen Rechtsanwalts erregen, welcher in seinem Zorn nur das eine vergißt, daß Krankheit und Verbrechen auf der Bühne so alt sind, wie die Tragödie selbst. Odius war ein Vatermörder und Blutschänder. Philoktet litt an einer ekelregenden Wunde. Und so wenig wie unsere großen Dramatiker des modernen Lebens, so wenig maß Sophokles Schuld und Schicksal den Helden auf einer Goldwage zu. Vielmehr galt es damals wie heute als das oberste Gesetz aller dramatischen Kunst, einen Menschen im Kampfe mit stärkeren Mächten menschlich irren zu sehen. Diesen Kampf in Furcht und Mitleid bis an sein tragisches Ende zu verfolgen, ist Sache des Zuschauers, der im Theater tiefere Eindrücke sucht, als eines flüchtigen Lachreiz oder eine matte Nahrung. Heute hört man die Parole, das Theater solle uns von den Kämpfen des Lebens abziehen, solle uns zerstreuen. Diese Auffassung degradirt das Theater zum Vergnügungslokal und schafft es somit aus der Welt; es schneidet ihm die Simsonlocke ab, die ihm Kraft verleiht. Das Theater soll nicht zerstreuen, sondern sammeln. Es soll nicht abziehen vom Leben, sondern tiefere Einsicht ins Leben gewähren, als sie das Leben selbst zu bieten vermag; denn die künstlerische Form, die von uns Deutschen so arg vernachlässigt wird, schafft ein ganzes Lebensbild, von dem wir im Leben selbst nur einige Teile sehen. Und darum dürfen wir um des widrigen Stoffes willen die künstlerische Gestaltung, die eigentliche Arbeit und Talentprobe des Dichters nicht mißachten. Hierin allein, und nicht in der Wahl der Vorgänge und Ereignisse liegt die heutzutage so oft vermiste und so oft verlangte Schönheit des Kunstwerks. Worauf alles auch in der dramatischen Kunst ankommt, das

ist die Kraft, die den erwählten Stoff bemästert. Gelangt eine solche Kraft zur Entwicklung, zur Reife — so wird sie auch überzeugen, wie alle großen Dichter der Vorzeit überzeugt haben.

Was wir nicht wollen.

Ron
F. M.

Auf den beiden Berliner Bühnen, welche stolz darauf sind, daß der dümmste Backfisch sie besuchen darf, hat es während der letzten vierzehn Tage eine Reihe von erfreulichen Mißerfolgen gegeben. Während die theoretischen und praktischen Kämpfer einer neuen Richtung in ihren Wegen vielfach auseinandergehen und von der Zukunft eben nur die ungefähre Richtung kennen, das Ziel aber nicht schauen und es darum mit den verschiedensten Namen beneamen, während ein neues Geschlecht also die Hälfte seiner Kraft im kleinen Kriege gegen Geistesverwandte verbraucht, haben die durchgefallenen Stücke durch die Macht ihrer inneren Glendigkeit plötzlich alle modernen Menschen auf der ganzen Schlagslinie von links bis rechts vereinigt. Es ist eine schöne Sache um so eine vollkommene ästhetische Schleichigkeit. Sie vermag alle guten Geister zu sammeln in der gemeinsamen Empfindung für das, was wir nicht wollen. Zu gleicher Zeit beweist die übereinstimmende Ablehnung, daß der literarische Kampf der letzten Jahre selbst in widerstrebenden Gemütern große Veränderungen hervorgebracht hat; noch vor zehn Jahren wären alle diese albernsten Pöffen, die damals doch nicht um einen Gedanken besser waren, mit Achtung und Freundlichkeit behandelt worden, heute verwirft sie unter dem Banne neuer Strömungen auch der gutmütigste Kunsttrichter. Das ist kein geringes, wenn auch scheinbar nur negatives Verdienst aller Stürmer und Dränger von den „deutschen Naturalisten“ herab bis zu den „konsequenten Realisten“ und zu der Schule des „inkonsequenten Realismus,“ zu welcher ich mich bekennen möchte.

Das war kein schlechter Prediger, der einen heruntergekommenen Trunkenbold neben sich auf die Kanzel stellte, um seinen eindringlichen Worten gleich ein abschreckendes Beispiel des Lasters an die Seite stellen zu können; so sollten wir das Schauspiel „Antoinette“ nicht unbenützt lassen, es ist ein abschreckendes Beispiel von musterhafter Vollständigkeit. Und wie jener Geistliche freundlichweise den Namen des Mannes verschwie, der seiner Rede zur Illustration diente, so sei an dieser Stelle nicht verraten, wer die „Antoinette“ zum Frommen der Ästhetik gebichtet hat. Genug daran, es waren ihrer zwei; gewisse Verbrechen können von einem allein eben nicht begangen werden.

Antoinette lehrt uns, was wir nicht wollen; worüber wir alle einig sind, die wir einander mitunter literarische Reaktionen und Rühlisten heißen, das zeigt dieses anmutige Schauspiel in jeder Hinsicht. Handlung, Sprache und geistiger Gehalt stehen auf dem Boden, den wir unbedingt verlassen müssen, wenn unsere Bühnen nicht unter den Rang von Liebhabertheatern hinabsinken wollen.

Bezüglich der Handlung herrscht bei den Vertretern der neuen Richtung offenbar völlige Unklarheit über das dramatische Ideal der Zukunft; auf der einen Seite herrscht die Sucht, so gut wie gar nichts geschehen zu lassen, so daß bei einzelnen Jüngern Ibsens folgerichtig die Bezeichnung Drama d. h. Handlung fallen gelassen wird. Auf der andern Seite ist doch nicht zu leugnen, daß die großen Lehrer des deutschen Realismus (Kleist, Hebbel und Otto Ludwig) in der Nachfolge Shakespeares leidenschaftlich bewegte, mit Handlung gefüllte Fabeln suchten. Die Vereinigung beider Neigungen wird vielleicht dem kommenden Manne gelingen. Was wir aber nicht wollen, das enthält „Antoinette“ reichlich: erlogene Handlung.

Der Dichter wird sich keck über die platte Wahrscheinlichkeit erheben und seine Erfindungen wird niemand Lügen nennen. Wenn aber in so hausbackene Wirklichkeit die Tugendboldin gleich im ersten Akte eine niemals dagewesene Testamentsklausel vorbringt, nur damit im letzten Akte das nötige Geld zur Lösung des Konfliktes vorhanden sei, so wirkt diese Erfindung nicht nur so unmächtig, sondern fast so unfittlich wie eine gemeine Lüge. Die Verfasser sind nicht einmal harmlose Schwärzer, mit denen die Phantasie durchgegangen ist; sie täuschen vielmehr so thöricht wie Peter, als er sich auf der Reise Paul nannte. Was sie vorbringen, ist nicht wahr, und man kann es dennoch keine Erfindung nennen. Woraus nebenbei erhellt, daß ein Lügner nicht allemal ein Poet zu sein brauche.

Was wir ferner nicht wollen, das sind Menschen, deren Charakter und Sprache uns niemals im Leben begegnet sind. Ein Dichter mag uns freilich Gestalten aus Hölle und Himmel herauf und herunter beschwören; aber die Verfasser von „Antoinette“ müßten sich bemühen, ihre Leute menschlich reden zu lassen. Was wir aber in solchen Stücken vernehmen, das ist fast regelmäßig papiernes Deutsch. Und die Herren glauben noch, eine sogenannte schöne Sprache zu schreiben, wenn sie ihrem Wortgemengel von Zeit zu Zeit wohlklingende Beiwörter aus dem eisernen Bestande der Poesie einfügen. Wie weit wir Modernen in dem Realismus der Sprache gehen sollen, darüber streiten die Schulen; aber darin sind wohl alle einig, die Ohr haben, daß in diesem papiernen Schauspielpossendeutsch kein wahrer Charakter sich äußern könne. „Antoinette“ hat überdies die Eigentümlichkeit, nicht einmal in richtigem Deutsch geschrieben zu sein; aber das ist unwesentlich.

Auch über den Geistesgehalt der werdenden Poesie gehen die Meinungen ihrer Geburtshelfer auseinander. Einige unverbesserliche Menschen wollen nicht von dem Glauben lassen, daß der große Dichter an Ideenreichtum alle seine Zeitgenossen übertreffen müsse und etwas von diesem Reichtum in seinen Werken zu verspüren sein dürfe; konsequente Realisten wiederum wollen nüchtern die Wirklichkeit photographieren und es der eigenen Arbeit der Zuhörer überlassen, ob diese etwas symbolischen Gehalt herausfinden wollen. Was wir aber gewiß nicht wollen, das ist die Phrase, welche sich mit Hilfe von abgelegten moralischen und philosophischen Fetzen als Gedanke zu verkleiden sucht. „Antoinette“ gehört ohne Frage zu den Stücken, welche eine Moral, eine Tendenz oder eine Idee haben. Aber diese Moral, Tendenz oder Idee ist weder ein lebendiges Weibsbild, noch eine göttliche Erscheinung, sondern unwahr und sinnlos, wie die Statuen der Kokoszeit, welche irgend eine abstrakte Tugend darstellen sollten. Das waren auch solche anatomisch unmögliche Frauenzimmer mit blödsinnigen Gesichtsausdruck; sie hielten irgend etwas in der Hand, woran ihre „Bedeutung“ zu erkennen war. Doch der Regen regnete jeglichen Tag und wusch ihnen mit der Zeit die Attribute mit samt den Händen weg, und so sehen wir sie noch heute in alten Gärten sinnlos lächeln. Man sollte solche halbverwitterte Phrasenstatuen auf die Giebel der Schauspielhäuser aufstellen, in welchen die Furcht vor dem Neuen nach Stücken wie „Antoinette“ greifen läßt.

Kleine Kritik.

Schutz und Förderung der geistig Schwachen — so muß das Programm der Schauspielhausdirektion lauten, wenn sie wirklich gewußt hat, welcher Art die drei kläglichen altbackenen Novitäten waren, die sie seit Beginn dieses Jahres gebracht hat. Bühnenversuche, wie **L. Günters**, **„Loni“** werden in deutschen Landen täglich „gedichtet“, eine solche Arbeit, deren literarischer Unwert eine wirkliche Kritik ganz unmöglich macht, aber aufzuführen, dessen ist nur Direktion und Komitee des

Kgl. Schauspielhauses fähig. Die beiden ersten Novitäten — **Günters** tragikomische Staatsaktion „**Erich Broje**“ und **Betas** mangelhaft dramatisierte Jugenddichtung „**Feurige Kohlen**“ — hatten wenigstens eine gewisse historische Bedeutung: sie waren mehr als ein halbes Jahrzehnt alt und zeigten so, wie man 1885 noch gemächlich und philisterrhaft für die Bühne dichten zu können glaubte, auch hatten sie in einzelnen Scenen sogar ein klein wenig literarische Toilette angelegt. Das funkelnagelneue Stück **Günters** aber ist trostlos — nicht einmal die unlitterarische Direktion des „**Berliner Theaters**“ hätte die Aufführung dieser Kinderei gewagt. Aber schließlich hat auch die „**Loni**“ etwas Gutes — sie zeigt genau, bis zu welchem Punkte das Schauspielhaus, die nominell erste Bühne des Deutschen Reiches, unter dem Einfluß dieses Komitees sinken kann. Dem schlimmer kann es ja unmöglich werden, der tiefste Punkt ist erreicht.

Preisgekrönt. Eine heitere Geschichte von **Ernst Eckstein**. (Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1890.)

Der Verfasser nennt seine kleine Erzählung mit Recht eine heitere Geschichte; denn genau so pflegt ein beliebter Witzbold etwas vorzutragen, wenn er seinen Zuhörern eine heitere Geschichte versprochen hat. Auf eine unmögliche Voraussetzung folgt eine unmögliche Beweiskunde und eine unmögliche Lösung; das Ganze hat den Zweck, mit Hilfe dieser drei aristotelischen Unmöglichkeiten einmal zum Lachen zu reizen, und dieses Ziel wird gewöhnlich erreicht. Auf der Bühne sind diese kleinen mühsamen Nichtigkeiten im Begriffe auszusterben; in der erzählenden Dichtkunst treiben sie unter verschiedenen Namen ihr Dasein heiter fort.

Der Reichsfahndler. Ein deutsches Fastnachtsspiel, mit dreißig Personen zu agieren und hat drei Akte nebst Vor- und Nachspiel. Zum ersten April dieses Jahres verfaßt von **W. Meymond** und mit erstklassigem Bilder Schmucke ausgestattet von **L. Manzel**. (Berlin 1890, erschienen im Verlage von **W. Pauli**.)

Verleger und Verfasser haben den Zeitpunkt des Erscheinens unglücklich gewählt. Das politische Fastnachtsspiel ist eine Huldigung für den Fürsten Bismarck genau in dem Sinne und in der Weise, wie abhängige Fiedeln den Kanzler in seiner größten Nachschüffe gepriesen haben. Noch vor vier Wochen wäre das Büchlein einfach der großen Bismarckliteratur einzureihen gewesen und man hätte dem Verfasser nachrühmen können, daß er in glatten Versen, wenn auch ohne viel Geist und Humor, die politische Komödie nachzudichten verübt hat, welche **Bücher** in seiner „**Haus-Parodie**“ geschaffen hatte. Zu den Tagen nach Bismarcks Sturze, da seine Getreuen der Welt ein so schmähliches Bild der Fahnenflucht geboten haben, wäre ein kühner Parteigänger eine beachtenswerte Erscheinung; **Meymonds** Buch aber, welches natürlich schon im Drucke sein mußte, als die großen Ereignisse sich vollzogen, ist heute ein bon mot von vorgestern.

Der Niedergang des Wiener Theaterlebens zeigt sich unter anderem auch darin, daß eine Broschüre nach der anderen Rat erteilt, wie die Schäden zu heilen wären. Man weiß, daß es um einen Kranken schlimm steht, wenn viele Ärzte hinzudrängen. Die Schrift **„Wiener Bühnen-Unwesen“** von **J. Scenicus** (Wien 1890, Kommissions-Verlag von Franz Dentice, 1., Schottengasse 6) wandte sich vor kurzem in geistreicher aber heftiger Weise gegen die Theatergrößen Wiens. Nun läßt sich auch wieder **Adam Müller-Guttenbrunn** vernehmen, der schon vor einigen Jahren durch sein Büchlein **„Wien war eine Theaterstadt“** das Gewissen der Wiener aufzurütteln suchte. Seine neue Broschüre betitelt sich **„Das Wiener Theaterleben“** (Leipzig, Verlag von Otto Spamer, 1890) und giebt mit großer Sachkenntnis und in maßvoller Sprache die Entwicklung der Zustände von **Joseph dem Zweiten** bis auf den heutigen Tag. Namentlich mit der gegenwärtigen Krisis des Burgtheaters beschäftigt sich der Verfasser eingehend, und dabei trifft er bei Beurteilung von Personen- und Kunst-Fragen den Nagel mitunter auf den Kopf. Allerdings würde dem altberühmten Theater Wiens ein einziger thatkräftiger Mann mehr helfen können, als ein Duzend von Räten und Rat schlägen.